Schlesische Chronik

6. Jahrgang Nr. 16 15. Mai 1913

phot. Scharowski in Breslau

Zum Beginn der Jahrhundertfeier der Stadt Breslau
Die Besichtigung der Jubiläumsausstellung durch Vertreter der deutschen Presse



phot. Mielert in Dortmund

Napoleons Kämpfe an Schlesiens Grenze
Reichenbach O.-L. mit Töpferberg

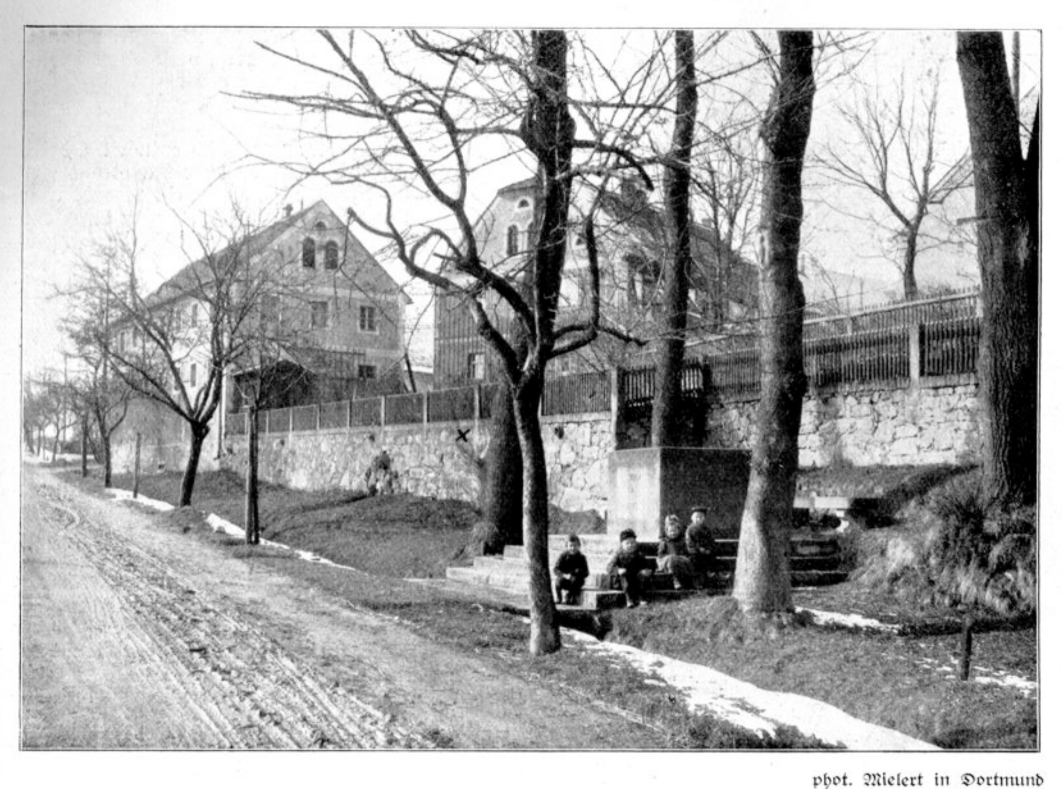
Tagesereignisse

Besichtigung der Jahrhundertausstellung durch Vertreter der deutschen Presse. Einer bei Festlichkeiten ähnlicher Art vielfach geübten Form entsprechend, hatte der Breslauer Magistrat an die gesamte deutsche Presse die Einladung ergehen lassen, Vertreter zu einer für den 27. April in Aussicht genommenen Vorbesichtigung des Ausstellungsgeländes zu entsenden. Wenn auch nicht „alle, alle kamen“ wie im Jahre 1813, so folgten doch an 200 Herren dem an sie ergangenen Rufe. Sie repräsentierten die schlesische Provinzpresse sowohl, wie auch die bedeutendsten deutschen Tageszeitungen. Auch die Vertreter der Fachpresse fehlten nicht, und selbst außerhalb der Reichsgrenze erscheinende Zeitungen bewiesen durch die Entsendung eines ihrer Redakteure ihr Interesse an der Jubiläumsfestlichkeit unserer Provinzialhauptstadt. Der Presse- und Propagandaausschuß für die Jahrhundertfeier, den der Magistrat mit der Aufgabe betraut hatte, bei dieser Gelegenheit an seiner Statt den Gastgeber zu spielen, kam dieser Pflicht in einer in jeder Hinsicht vollendeten Weise nach. Am Vorabende des eigentlichen Besichtigungstages versammelten sich die Teilnehmer um $8^1/_2$ Uhr im Remter des Rathauses, von Stadtrat Dr. Friedel begrüßt, und nachdem ihnen im kleinen Saale an der Hand einer farbigen, großen Karte des Ausstellungsgeländes durch die Herren Oberbürgermeister Matting, Professor Dr. Masner — den eigentlichen Urheber des Ausstellungsgedankens —, Gartendirektor Richter und Garteninspektor Dannenberg eine kurze Darlegung dessen geboten worden war, was sie am folgenden Tage in natura erschauen sollten, vereinigten sich alle zu einem zwanglosen Beisammensein in den durch Alter und Ueberlieferung geheiligten Räumen des Rathauses. Eine am folgenden Tage um 10 Uhr in der Nähe des Stadttheaters beginnende Wagenfahrt führte die Pressevertreter an den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten unserer alten Oderstadt vorüber, und die sich an die Rundfahrt schließende, etwa dreistündige Führung durch die Bauten und Anlagen der Ausstellung bildete die Krönung des Ganzen. Die von den Leitern der einzelnen Abteilungen der Ausstellung an Ort und Stelle gegebenen Erläuterungen ließen die Großartigkeit der in vielfacher Beziehung bisher einzig dastehenden Ausstellungsobjekte erkennen und lösten bei den Besuchern allenthalben Aeußerungen höchster Befriedigung aus. Die ehrliche Begeisterung, die der lebendige Vortrag der Herren Stadtbaurat Berg, Professor Poelzig, Professor Dr. Masner, Professor Rosen, Gartendirektor Richter, Garteninspektor Dannenberg und Professor Winkler bei Vorführung der von ihnen geschaffenen oder ihnen unterstellten Teile der Ausstellung allenthalben hervorrief, zeigte deutlich, wie glücklich der Gedanke gewesen war, die Vertreter der Presse zu einer persönlichen Inaugenscheinnahme des geschaffenen Werkes einzuladen. Nachdem ein wiederum von der Gastfreiheit der Stadt zeugender Imbiß im Ausstellungsrestaurant wenigstens einen Teil der Besucher genugsam erfrischt hatte, um ihn noch einen Blick auf den Vergnügungspark werfen zu lassen, verließ man das Gelände, um sich um 6 Uhr zu dem eigentlichen Festmahl bei Hansen wieder zusammen zu finden. Ein von Oberbürgermeister Matting an die Anwesenden gerichteter Appell, das große Werk der Jahrhundertfeier wohlwollend zu fördern, ein von Dr. Hamburger auf die deutsche Presse ausgebrachter Toast, die von Bürgermeister Dr. Trentin gemachte, mit Freuden begrüßte Mitteilung, daß die Kronprinzessin die Einladung des Magistrats, an der Eröffnungsfeierlichkeit teilzunehmen, angenommen habe, Dankesworte des Stadtrats Haber an die gärtnerische Fachpresse und ein poetischer Damentoast Carl Biberfelds, sowie anerkennende Worte, die einige Vertreter der auswärtigen Presse zum Ausdruck brachten, sorgten für die geistige Anregung bei dem Mahle, das die Teilnehmer bis gegen 10 Uhr zusammenhielt. A.

Aus großer Zeit

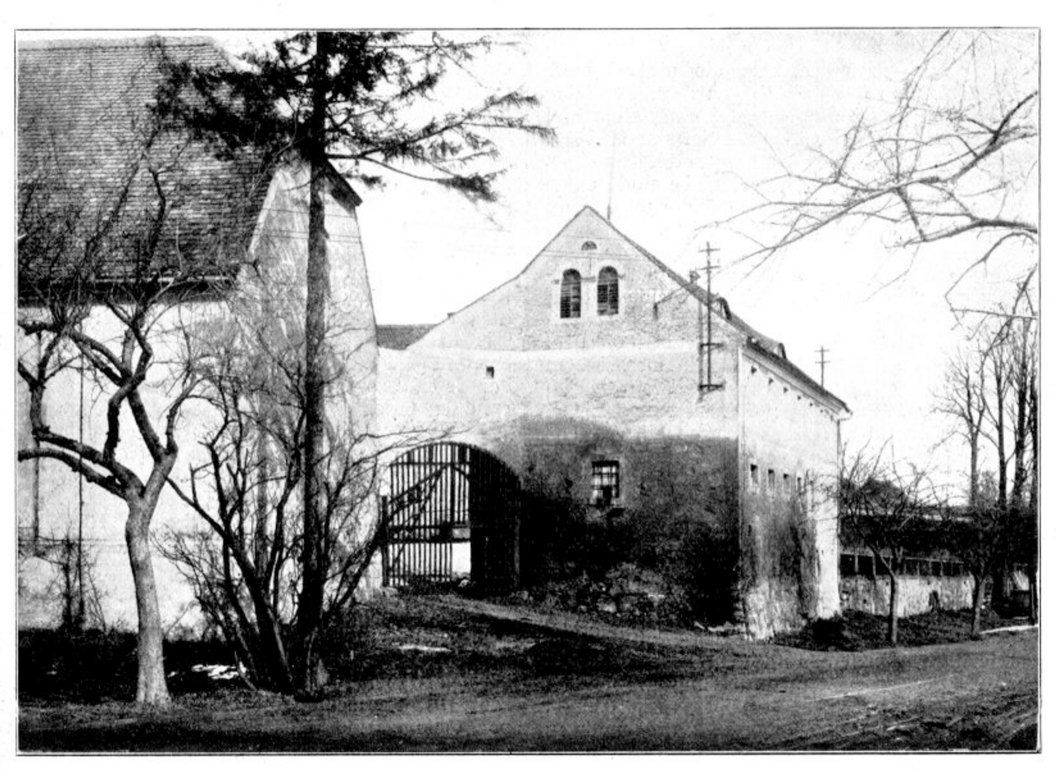
Napoleons Kämpfe an Schlesiens Grenze. Nach der Schlacht bei Bautzen (20. und 21. Mai 1813) verfolgte Napoleon das abziehende preußisch-russische Heer, erlitt aber durch die in größter Ordnung zurückmarschierende verbündete Macht manch herben Verlust. So mißglückte auch sein am 22. Mai unternommener Versuch, das südlich über Löbau gehende Korps der in drei Hauptkolonnen über Weißenberg und Löbau marschierenden Verbündeten von der Hauptarmee abzuschneiden und gefangen zu nehmen. Das bedrohte Korps erkannte rechtzeitig die Absicht des Feindes und besetzte den Töpferberg bei Reichenbach in der Oberlausitz. In der Front durch die westlich am Fuße des Töpferberges sich hinziehende kleine Stadt Reichenbach gedeckt, sah man auf einer gegenüber ansteigenden, mit einem Schlosse gekrönten Höhe den Feind. Die Stelle, von der aus Napoleon den Kampf dirigierte, ist durch eine einfache, liegende Steinplatte mit Inschrift gekennzeichnet. Den Töpferberg schmückt noch heut die alte historische Windmühle. Die vom Herzog Eugen von Württemberg befehligte Abteilung der Verbündeten vermochte den Feind mehrere Stunden lang von sich abzuhalten, sodaß der Zweck des Gefechts, den Rückzug der übrigen Nachhut zu sichern, vollständig gelang. Letztere marschierte südlich vom Töpferberge nach dem eine Stunde östlich gelegenen Markersdorf und stellte sich dort nochmals dem Feinde entgegen, während die Hauptmacht des Heeres genügend Zeit hatte, den Uebergang über die Lausitzer Neisse zu bewerkstelligen.

Der Abend dieses Tages aber sollte noch eine Fortsetzung des Kampfes bringen. Man war auf den Höhen bei Nieder-Markersdorf angelangt und gedachte nach dem anstrengenden Tage der Ruhe pflegen zu können, als plötzlich einsetzendes Gewehrfeuer Napoleon, der inmitten seiner Truppen lagerte, veranlaßte, sich nach dem Schauplatze des Gefechtes zu begeben. Napoleon war von den Generalen Kirchner, Duroc u. a. begleitet und



phot. Mielert in Dortmund

Denkmal für die Generale Duroc und Kirchner
in Markersdorf, unweit Görlitz



phot. Mielert in Dortmund

Grab des Generals Kirchner vor dem ehemals Hanspachschen Gute
in Markersdorf



phot. Metzner in Trebnitz

Büste für Colmar Grünhagen im Trebnitzer Buchenwalde

ungefähr fünfzig Schritte von dem Hanspachschen Bauerngute entfernt. Er hielt auf einer kleinen Anhöhe, innerhalb des an einer Hügellehne gelegenen Gartens. Der Höhepunkt des Kampfes zwischen der von Miloradowitsch und dem Herzoge Eugen von Württemberg angeführten russisch-preußischen Nachhut und den stark nachdrängenden Franzosen war vorüber. Das Schreien, Toben und Schießen hatte bereits nachgelassen, als plötzlich noch unerwartet drei Kanonenschüsse gelöst wurden. Die letzte russische Batterie hatte im Abrücken auf einer etwa drei Kilometer vom Hanspachschen Gute entfernten Anhöhe, dem sogenannten Hoterberge, Halt gemacht, um als würdigen Abschluß des Tages dem Feinde noch einen eisernen Gruß zuzusenden. Elf Lindenbäume zeigen heut die Stelle an, von wo aus die Batterie feuerte.

Diese aus so bedeutender Entfernung abgeschlossenen Kugeln sollten eine von den Feuernden wohl kaum erhoffte Wirkung haben. Das eine der Geschosse traf General Kirchner, einen hoch in Napoleons Gunst stehenden Ingenieurgeneral, tötete ihn und verletzte den General Duroc, den Palastmarschall Napoleons, schwer, indem es ihm das rechte Bein dicht am Leibe zerschmetterte und den Unterleib aufriß. Napoleon selbst blieb unversehrt. General Duroc wurde auf Anordnung des Kaisers in das Wohnhaus des Hanspachschen Bauerngehöftes getragen; hier stand der sonst so harte Corse lange tieferschüttert am Schmerzenslager seines Getreuen. Hier weinte er um den, mit dem er seit seinen Jugendjahren in Freundschaft verbunden war, der ihm durch den Orient und durch ganz Europa gefolgt war, und dessen von Edelmut und Vernunft zeugende Vorhaltungen und Ratschläge stets besänftigend auf Napoleon eingewirkt hatten. Wiederholt noch ging Napoleon in der Nacht nach dem wenige Minuten entfernten Hause, in dem er seinen mit dem Tode ringenden Freund wußte, bis er, von Schmerz überwältigt, von ihm mit den Worten Abschied nahm: „Dort oben, mein Freund, werden wir uns wiedersehen!“ worauf Duroc noch zu antworten vermochte: „Nicht so bald, Sire, Sie werden noch 30 Jahre leben, um unser Vaterland auf den Gipfel des Ruhmes zu geleiten.“ Während dieser nächtlichen Besuche des Kaisers lag der Besitzer des Gehöfts gleichfalls sterbend in einem versteckten Gemache des Hauses. In trübem Dahinbrüten verbrachte Napoleon den Rest der Nacht. Für nichts empfänglich, verschob er selbst die Befehle für den nächsten Tag auf den Morgen. Erst am folgenden Vormittag, einem Sonntag, gegen 10 Uhr, verschied Duroc.

Ein prächtiges Stimmungsbild entwirft Odeleben von dieser Nacht in seinem Werke über Napoleons Feldzug in Sachsen. Er schreibt: „Es war ein Abend, welcher der Phantasie den reichhaltigsten Stoff zum Nachdenken gab. Man denke sich Napoleon, zwar nach einer großen gewonnenen Schlacht, aber mit steter Vergeudung der außerordentlichen, ihm anvertrauten Kräfte, ohne ein entscheidendes Resultat, an den dunklen Pforten einer schwankenden, folgereichen Periode, beraubt des liebsten Vertrauten, den dieser empfindungslose Mann vielleicht auf der Welt hatte, der zu ihm vielleicht mit der Freimütigkeit eines Jugendgefährten sprach. Man denke sich ihn im einfachen, grauen Ueberrock auf einem Feldstuhl, mitten in dem ungeheuren Kreis seiner Bravsten sitzend, mit herunterhängenden Armen und gesenktem Haupte, abgesondert von dem glänzenden Gefolge seines Hauses, das sich ehrfurchtsvoll in einzelnen Gruppen zurückgezogen hatte und kaum die Worte auszusprechen wagte, des Kaisers Freund sei im Verscheiden. Und neben dieser dumpfen Stille zunächst dem Kaiser das Geräusch, welches die Geschäftigkeit der Garde, ihre Einrichtung zum Kochen und Lagern verursachte, und zwei Chöre Musik der Grenadiere und Jäger, welche auf den Endpunkten des Vierecks in elegischen Akkorden das Bild des Tages versinnbildlichten und durch eine seltene Auswahl ihrer Stücke vergebens den Gebieter zu zerstreuen suchten. Unzählige Wachtfeuer schienen in der Gegend umherzuschwärmen, die Landskrone erhob sich mitten im Horizont, und die Flammen von zwei brennenden Dörfern loderten gegen Himmel zum milden Richter menschlicher Taten empor!“

Napoleon wollte, daß seine beiden auf so tragische Weise um ihr Leben gekommenen Freunde in französischer Erde ruhen sollten. Deshalb kaufte er das Hanspachsche Gut in aller Form für sich. In Görlitz, das sechs Kilometer entfernt liegt, kam der Kauf in Gegenwart des Stiftsrichters Schäfer, des Ortspfarrers Hermann und der inzwischen zur Witwe gewordenen Besitzerin, Frau Hanspach, zustande. Der Kaufpreis betrug 4000 Taler, eine für die damalige Zeit recht bedeutende Summe. Die Kaufurkunde ist lange Zeit in Markersdorf aufbewahrt geblieben, aber später auf unerklärliche Weise verschwunden. Napoleon war durch diesen Kauf Bauerngutsbesitzer geworden. Ursprünglich sollte Duroc wohl auf diesem Gute beerdigt werden. Doch hat Napoleon anscheinend später seine Absicht geändert. Denn, nachdem Duroc's Leiche in Görlitz einbalsamiert worden war, wurde sie nach Paris zur Beisetzung transportiert. Der Besitzerin wurde das Gut geschenkweise zurückgegeben unter der Bedingung, daß sie ein Monument für die beiden gefallenen Generale errichten lasse. Napoleon zahlte zu diesem Zwecke noch 1000 Taler an den Ortsvorsteher. Doch gelangten durch den mit der Aushändigung betrauten französischen Offizier Pegnusse nur 750 Taler zur Auszahlung. Aber auch diese Summe konnte nicht für einen Denkstein ververwendet werden, da die Russen die Ausführung des Auftrags vereitelten, indem sie das Geld an die Gemeinde Markersdorf und die Nachbargemeinden Holtendorf und Pfaffendorf verteilten. Der Denkstein ist aber nachträglich doch von der Gemeinde gesetzt worden und besteht aus einem einfachen, wuchtigen Steinblocke, der auf einem Unterbau mit Stufen ruht und die Namen der beiden Generale Duroc und Kirchner nebst der Jahreszahl 1813 aufweist. General Kirchner, ein Schweizer von Geburt, ruht in der Erde neben der Einfahrt zum Gehöfte unter einer Fichte. Fritz Mielert

Denkmäler

Büste für Colmar Grünhagen im Trebnitzer Buchenwalde. Am Eingange des herrlichen Buchenwaldes in



Das neue Postgebäude in Hirschberg i. R.

Trebnitz wurde am 20. März ein Denkmal für den verstorbenen Geheimen Archivrat Professor Dr. Colmar Grünhagen aufgestellt und durch eine würdige Feier enthüllt. Professor Grünhagen war ein Trebnitzer Kind, hing mit echt schlesischer Treue an seiner Vaterstadt und hat noch zu Lebzeiten den Wunsch geäußert, daß zur Erinnerung an ihn seine Büste in dem freundlichen Buchenwalde aufgestellt werden solle. Seine Gemahlin hat ihm diesen Wunsch erfüllt. Die Enthüllungsfeier fand in Gegenwart der Angehörigen, zahlreicher Gäste und Vertreter der städtischen Körperschaften statt. Professor Dr. Schoenaich eröffnete die Feier durch den Vortrag eines von Grünhagen dem schlesischen Geschichtsverein zu seinem 50 jährigen Jubiläum gewidmeten Festgedichtes „An die Heimat." Im Anschluß hieran schilderte er in lebendigen Worten die treue Anhänglichkeit Grünhagens an Schlesien, seine Heimat, der zu Liebe er mit Begeisterung eine gewaltige Arbeit geleistet, durch die er der schlesischen Geschichtsforschung zu ihrer heutigen Höhe verholfen hat. Nachdem auf des Redners Wink die Denkmalshülle gefallen war, schloß er mit dem Wunsche, daß durch das Monument die Erinnerung bewahrt bleiben möge an einen der besten Söhne unserer alten Klosterstadt und unseres Schlesierlandes. Bürgermeister Goltz dankte der Stifterin für die Errichtung des Denkmals, das einen neuen Schmuck für Trebnitz bilde.

Alsdann feierte der Rektor magnificus, Geheimrat Dr. Arnold den Verewigten als den rechten Mann, der zur rechten Zeit an der rechten Stelle gestanden; denn die Zeit, in der er lebte, habe gerade die hohen Aufgaben, die er zu erfüllen hatte, und die er auch erfüllt hat, nötig gehabt. Geschichtsverein, Universität und Archiv seien drei leuchtende Sterne in seinem Leben gewesen. An dieser Arbeit, seinem Lebenselement, habe er Freude und Erquickung gefunden.

Die Büste stammt aus der Werkstatt des Breslauer Bildhauers Paul Schulz. Der Sockel trägt die Inschrift: Geheimer Archivrat Professor Dr. Colmar Grünhagen. * 2. 4. 1828 in Trebnitz. † 27. 7. 1911 in Breslau.

Metzner

Bauten

Das neue Postgebäude in Hirschberg. In Hirschberg i. Schl. ist ein neues Postgebäude errichtet worden, das am 26. März ohne besondere Einweihungsfeier in Benutzung genommen worden ist. Macht der Bau an sich zwar einen etwas akademischen, aber sonst nicht üblen Eindruck, so ist trotzdem zu bedauern, daß Formen gewählt wurden, die sich mehr der deutschen Renaissance nähern, statt, dem Stadtbilde Alt-Hirschbergs sich anpassend, solche des späten Barocks. Im Innern läßt der unter Leitung des Regierungsbaumeisters Scherler aufgeführte Bau indessen an Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit nichts zu wünschen übrig und ist auch dermaßen angelegt, daß er noch eine erhebliche Steigerung des Verkehrs verträgt. Ueber dem Portal sind drei nach den Entwürfen von Prof. Giesecke in Berlin von Bildhauer Weyler ausgeführte Reliefs angebracht, welche Szenen aus der Rübezahl-Sage darstellen. Das mittlere zeigt Rübezahl unter Benutzung des Schwind'schen Bildes, links davon ist die Flucht Schön-Emmas, rechts „Rübezahl und Mutter Ilse" dargestellt. Der Bau hat reichlich ein Jahr in Anspruch genommen. Bei seiner Ausführung hat eine strenge Trennung des Brief- und des Paketverkehrs stattgefunden. Die Räume für den Briefverkehr befinden sich im Hauptgebäude, die für den Paketverkehr in dem Anbau. Interessant ist besonders die große Schalterhalle. Um die dort tätigen Beamten vor Erkältung zu schützen, hat man sie mit Heizkörpern umgeben; außerdem ist Vorsorge getroffen, daß die Zugluft vorher erwärmt wird. Eine Rohrpostleitung befördert die unten am Schalter aufgegebenen Telegramme nach dem im ersten Stock gelegenen Telegraphensaal. Ein mächtiger Raum dient zur Abfertigung und Entkartung der Briefsachen. In der Abteilung für den Paketverkehr, die einen besonderen Eingang hat, befinden sich eine große Halle für die Annahme der Pakete und große Räume zum Lagern und Sortieren derselben, die dann direkt von der Laderampe aus in den Wagen gebracht werden können. Im Hochparterre befinden sich ferner die Amtszimmer für den Postdirektor, den Postinspektor, sowie die Kasse und die Kanzlei. Im ersten Stock sind das Telegraphen- und das Fernsprechamt untergebracht. Der Fernsprechsaal ist für 1600 Anschlüsse berechnet. Der erste Stock enthält schließlich noch das große Batterienzimmer sowie Frühstücksräume für die Beamten und Beamtinnen. In dem zweiten Stock des Hauptbaues liegt die Wohnung des Postdirektors.

Dresler

Siechenhaus in Sagan. Am 15. April fand in Sagan die Einweihung des städtischen Siechenhauses der Kaiser-Wilhelm-Stiftung im Beisein des Landrats von Wolff,

des Vorstandes und der städtischen Körperschaften statt. Der Vorsitzende, Sanitätsrat Dr. Zimmer, gab in der Weiherede einen eingehenden Rückblick auf die Entwickelung der wohltätigen Stiftung, die am 90. Geburtstage Kaiser Wilhelms I. mit der Aufgabe ins Leben gerufen wurde, ortsarmen Siechen unter guter Pflege einen ruhigen Lebensabend zu verschaffen. Die Stiftung konnte nur durch die Unterstützung der privaten Wohltätigkeit und der städtischen Behörden verwirklicht werden.

Jubiläen

Besitzjubiläum der Familie von Tschischwitz. Am 26. April feierte die Familie von Tschischwitz in Ober-Waldiß, Krs. Neurode, ihr 500 jähriges Jubiläum betreffs des Besitzes von Scheidewinkel. In den Urkunden, wozu in erster Linie das älteste Stadtbuch von Glatz gehört, werden im Jahre 1413 die Brüder Peter und Mathes von Zischwitz als Besitzer genannt. Es werden zwar schon im Jahre 1381 Czeschwitze in Verbindung mit Scheidewinkel als Zeugen angeführt; jedoch steht es nicht fest, ob das Gut schon damals im Besitze der Familie war. Das Rittergut Scheidewinkel war bis 1876 ein Lehngut, und dadurch wurde der ununterbrochene Besitz in derselben Familie gewährleistet. Die Familie ist in der Grafschaft Glatz seit 1321 angesessen; damals wurde sie mit Alt Wilmsdorf urkundlich belehnt. Etwa zu gleicher Zeit gelangte Gabersdorf in ihren Besitz. Hier ist 1337 Titzko von Czeschwitz urkundlich ansäßig. 1516 war der Besitzer von Ullersdorf, Heinrich von Tschischwitz, Burggraf und 1523 Landeshauptmann der Grafschaft Glatz. Im Laufe der Zeit hat der übrige Besitz der Familie in der Grafschaft Glatz häufig gewechselt, z. B. gehörten zeitweise folgende Güter dazu: Albendorf, Schwenz, Möhlten, Wölfelsdorf, Plomnitz, Mittelwalde, Wiltsch. Das jetzt außer Scheidewinkel-Tuntschendorf im Besitz der Familie befindliche Rittergut Ober Waldiß wurde im Jahre 1822 angekauft.

Bildungswesen

Lesehallen für Jugendliche. In den in Breslau bestehenden städtischen Lesehallen 3, 4 und 5 — Friedrichstraße 84, Sadowastraße (Ecke Bohrauerstraße) und Friedrich-Wilhelmstraße 101 — ist jetzt auch jugendlichen Personen vom 14. Lebensjahre ab der Besuch gestattet. Diese drei Lesehallen werden, außer in den Monaten Juni, Juli und August, an Sonn- und Feiertagen schon um 3 Uhr geöffnet. Für die jugendlichen Leser sind Werke belehrenden Inhalts, wie die Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften (Paetel) und Velhagen und Klasings Volksbücher, neu eingestellt worden. Die Beamten der Lesehallen sind angewiesen, die Besucher mit Rat in der Auswahl des Lesestoffs zu unterstützen.

Unterrichtswesen

Ländliches Fortbildungsschulwesen. In Schlesien sind im Jahre 1912 zum ersten Male vier Ausbildungskurse für Lehrer ländlicher Fortbildungsschulen abgehalten worden. Es sind noch keine vier Jahre vergangen, als ein jährlicher Kursus (an der Landwirtschaftsschule zu Liegnitz) genügen sollte; ihm gesellte sich ein zweiter ständiger Lehrgang an der Landwirtschaftsschule in Brieg bei, und schließlich entschloß man sich zur Gründung eines dritten in der landwirtschaftlichen Winterschule in Tarnowitz. Für 1912 trat vorübergehend noch ein vierter Kursus in Ratibor hinzu, dessen Aufgabe es war, die Lehrer des Kreises vorwiegend über Bürgerkunde im Laufe einer Woche zu unterrichten. Alle Kurse haben im Herbst unter Verwendung der Schulferien getagt. Teilgenommen haben daran 207 Lehrer und 14 Hospitanten. Der Unterricht wurde von 49 Dozenten erteilt, wovon 10 Landwirtschaftslehrer, 4 Beamte der Landwirtschafts- oder Handwerkskammer sowie genossenschaftlicher Verbände, 12 Staats- und Kommunalbeamte, 4 Geistliche, 14 Schulaufsichtsbeamte und Lehrer, 5 Aerzte, Rechtsanwälte, Gartenbau- und sonstige Sachverständige waren. Die Gesamtaufwendungen für die Kurse beliefen sich auf 24 628 Mark, wovon 17 796 Mark Reisebeihilfen für die Kursusteilnehmer waren und der Rest die Entschädigungen der Dozenten darstellt. Aufgebracht wurden die Kosten mit 17 708 Mark vom Staate, mit 2730 Mark von der Provinz, mit 2374 Mark von Kreisverbänden, mit 1050 Mark von schlesischen Gemeinden und mit 766 Mark von anderer Seite.

Wohlfahrt

Freistundenheim für junge Mädchen in Breslau. Am 1. April ist in dem der Hofkirchengemeinde gehörigen Hause Karlstraße 29 in Breslau ein „Freistundenheim für junge Mädchen" eröffnet worden. Der Gedanke dieser Neuschöpfung entstand in einer der Konferenzen, zu welchen die Vorstände der Breslauer evangelischen Jungfrauen-Vereine betreffs gegenseitiger Förderung mehrere Male im Jahre zusammentreten. Ein von Fräulein Gertrud Schott gehaltener Vortrag über die Berliner „Klubs junger Mädchen" gab den Anstoß, die Einrichtungen der Klubs mit einigen Abänderungen den Jung-Mädchenvereinen, und nicht ihnen allein, sondern auch solchen Mädchen, welche diesen Vereinen nicht angeschlossen sind, nutzbar zu machen, und zwar ohne neue Vereine zu gründen. Der Gedanke an allerlei Kurse lebte schon seit langem in vielen der genannten Vereine, und es bestanden schon bei etlichen von ihnen außer den sonntäglichen Zusammenkünften Turn- und Gesangskurse. Um andere Kurse einzurichten und durchzuführen, dafür war bisher die Zahl der Teilnehmerinnen in jedem einzelnen Vereine zu gering; auch fehlten die Mittel und die Räume. Jetzt schloß man sich zusammen zu gemeinsamem Handeln. Ein Gesuch an den Kultusminister trug die reiche Gabe von 1000 Mark ein. Der Vorsitzende der Konferenz, Pastor Renner, wandte sich an das Presbyterium der Hofkirche. Dieses gestattete die Mitbenutzung des Vereinssaales nebst Ankleideraum und räumte ein danebengelegenes zweifenstriges Zimmer gegen den geringen Mietspreis von jährlich 50 Mark ein. So konnte mit der Einrichtung begonnen werden. Rohrmöbel, Tisch, Chaiselongue, Stühle wurden angeschafft, das Zimmer gemalt, der Fußboden mit Linoleum belegt, eine Gaskrone und eine niedliche Petroleumlampe gekauft, allerlei Möbel, wie Sofa, Tisch und Teppich, Schreibtisch, Schrank und Vertikow, dazu die ganze Einrichtung des Vereinssaales kostenlos von der Hofkirche geliehen, von verschiedenen Geschäften Teller, Vorhänge, Bücher u. a. m. erbeten, vielerlei von Geschirr, Bildern, Zeitschriften, meist Kleinigkeiten, aber auch Größeres, wie eine Uhr, ein Liegestuhl und ein Papierkorb von Mitgliedern der Vorständekonferenz und von freundlichen Gönnern geschenkt. Ein guter deutscher Name wurde lange gesucht und endlich gefunden, so schön und bezeichnend, daß er nicht treffender gewählt werden konnte: Freistundenheim. Ein Heim für junge Mädchen soll es sein, in dem diese ihre freien Stunden in froher, edler Geselligkeit zubringen, auch allerlei Nützliches lernen können. Am 1. April fanden sich in den behaglich eingerichteten Räumen die Mitglieder der Vorständekonferenz mit einer kleinen Zahl von Ehrengästen ein, um die Räume in Augenschein zu nehmen und bei einer Tasse Tee sich über die Einrichtungen und weiteren Pläne unterrichten zu lassen. An den folgenden Tagen der Woche wurden die Räume den jungen Mädchen, die durch die Zeitungen und Weckzettel ohne Unterschied der Konfession geladen waren, geöffnet. Sie kamen in hellen Scharen und hörten mit Staunen, daß ihnen für den geringen Beitrag von monatlich 30 Pfg. die Teilnahme an einem der Kurse in Ausbessern, Krankenpflege (Samariterkursus), Englisch, Französisch, Stenographie, Literatur und Geschichte geboten wurde. Wer 1 Mark monatlich

zahlt, hat das Recht, an allen Kursen teilzunehmen. An zwei Abenden, am Anfang und Ende der Woche, findet eine jedem Mädchen kostenlos zugängliche, von einer Dame geleitete Bibelbesprechstunde statt In drei städtischen Turnsälen wird gegen den monatlichen Beitrag von 40 Pfg. die Teilnahme am Turnen gestattet. Später hofft man auch Kochkurse einrichten zu können. Im Sommer wird am Sonntag Gelegenheit zum gemeinsamen Wandern geboten werden. Am 7. April begannen die Kurse, welche von Fachlehrerinnen geleitet werden. Für den Samariterkursus hat Bethanien die Oberkrankenpflegerin, Diakonisse Helene Bammert gestellt. Im zweiten Raume finden freie Zusammenkünfte unter Leitung von Damen der Vereinsvorstände statt. Zwischen ½10 und 10 Uhr ist Schluß. Es war beabsichtigt, auch über Mittag das Heim offen zu halten. Bisher hat sich das Bedürfnis aber noch nicht gezeigt. Der Zustrom zu den Abenden dagegen ist gewaltig. Ein Kursus, der Samariterkursus, mußte bereits gesperrt werden, weil viel über 70 Mädchen nicht unterzubringen sind. Tritt aber nicht ein allzustarkes Nachlassen der Begeisterung ein, dann soll an die Schaffung neuer Räume gegangen werden. R.

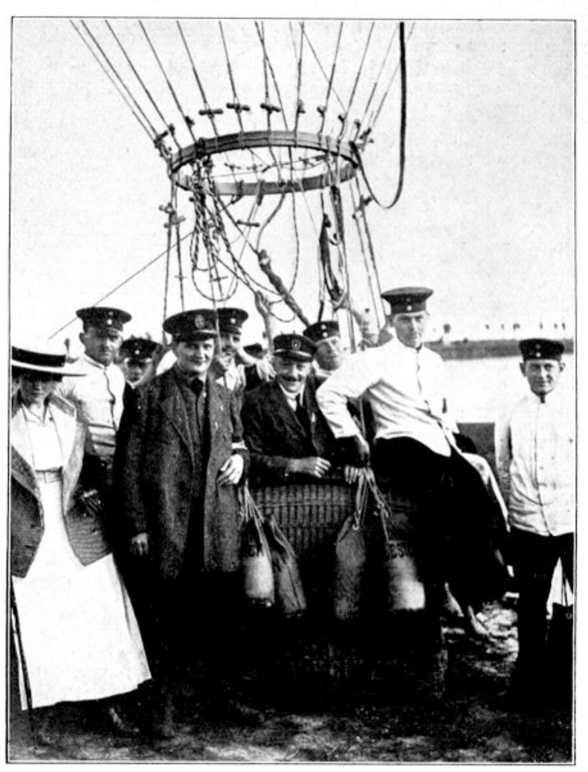
Statistisches

Die Verschuldung des schlesischen Grundeigentums. Im Jahre 1911 waren in Schlesien rund 88000 Grundeigentümer der Land- und Forstwirtschaft mit mindestens 60 Mark Grundsteuer-Reinertrag zusammen mit 13 Millionen Mark verschuldet. Von ihrem Bruttovermögen bedeutete dies 31 bis 36 Prozent. Am niedrigsten war die Verschuldung im Bezirk Oppeln mit 30,7 Prozent; Breslau und Liegnitz haben dasselbe Schuldprozent, rund 36 Prozent. Das Einkommen aus dem Grundbesitz belief sich auf 49 Millionen Mark im Bezirk Oppeln, 48 Millionen Mark im Bezirk Liegnitz, 61 Millionen Mark im Bezirk Breslau, zusammen also auf 158 Millionen Mark. Netto wurden hiervon aber nur 130,5 Millionen Mark versteuert. Dem Einkommen gegenüber gehalten, muß man die Verschuldung als eine sehr erhebliche bezeichnen. Sie ist überhaupt im Osten weit höher als im Westen; so beträgt der Prozentsatz im Bezirk Trier nur 2,6, Aachen 6,3, Coblenz 2,4 und Wiesbaden 4,9.

Sitte und Brauch

Ein alter Pfingstbrauch im Nimptscher Kreise. Heutzutage, wo jeder Streifen Landes ausgenützt wird, sind die Volksfeste seltener geworden; denn es fehlt an Tummelplätzen. Früher war es anders. Da der Dünger nicht zulangte, ließ man den Acker abwechselnd ruhen, und die Herrschaft hatte nichts dagegen, wenn ihn das Volk bei Festen benützte. Schon viele Wochen vor Pfingsten begann man früher im Nimptscher Kreise mit dem Einsammeln der Beiträge zu einem Volksfeste. Je mehr man zusammen brachte, um so schönere Preise konnte man beschaffen. Aber auch die Musiker mußten von dem Ertrage der Sammlung bezahlt werden. Am zweiten Feiertage begann ein reges Treiben auf dem Festplatze. Da wurden Löcher gegraben, und der Rennweg für die Mädchen wurde mit grünen Birkenzweigen abgesteckt. Flinke Hände putzten die schlanke Birke, welche den Pfingstbaum, eine hohe, glatte Stange, krönen sollte, mit den bunten „Tüchla" und was die Dirnen sonst noch gestiftet hatten. Es war allemal eine schwierige Sache, ehe der Pfingstbaum aufgerichtet war.

Wenn es dann aber wirklich so weit war, wenn am Nachmittage der Hanswurst, von der johlenden Kinderschar begleitet, mit scharfem Peitschenknallen die Dorfstraße heraufkam, stürmten die Burschen und Mädchen aus den Hütten heraus, als fürchteten sie, etwas zu versäumen; doch auch die Alten blieben nicht zurück. Der Hanswurst lockte, und alle, alle liefen hinterdrein. Der Hanswurst war an diesem Tage die Hauptperson. Nicht jeder eignete sich für diesen Posten. Zum ersten war es gar nicht so leicht, mit der ledergeflochtenen Peitsche, die nur einen ganz kurzen Stiel hatte, so kunstvoll zu knallen, wie es Brauch und Herkommen vorschrieb. Dann aber mußte er auch über eine gehörige Portion Mutterwitz verfügen; mit tollen Sprüngen allein war es nicht getan. Je derber die Späße waren, um so besser; zimperlich war man nicht. Auch daß der Schalk der ihn umjubelnden Dorfjugend hin und wieder eins „aufknallte", gehörte zu seinem übernommenen Pflichten.



phot. Paul Lamm in Berlin

Der Ballon „Niederschlesien", der Sieger im Rennen um den Gordon-Bennet-Preis

Es war also gar nicht so leicht, das Ehrenamt des Hanswursts zur allgemeinen Zufriedenheit zu verwalten. Denn ein solches war es, und ohne Grund wurde es nicht abgetreten. Jahrelang schwang der erst einmal Gewählte seine Lederpeitsche; und stolz trug er sein Fleckengewand, das von Jahr zu Jahr immer bunter wurde; denn von jedem neuen Rock oder Leibchen, welches die Dorfschönen anschafften, wußte er eine nicht zu kleine Stoffprobe zu ergattern, die dann von ihm auf sein Narrenkleid geheftet wurde. Dazu befestigte er immer neue farbige Bänder an seinem spitzen Hute, an Schulter und Brust.

Der Dorfkretscham war allemal der Sammelpunkt. Dort wartete auch die Musik, und gar geschäftig ordnete der Hanswurst den Festzug, um ihn dann unter ausgelassenen Sprüngen zum Festplatze zu führen.

Wie die Rauschegold-Fähnchen am Pfingstbaume im Sonnenlicht blitzten, die zartgrünen Zweige im Winde bebten und die bunten Tüchlein flatterten! Wenn die Tabakspäckchen, Pfeifen und Messer, und was sonst noch ein Burschenherz zu damaliger Zeit erfreute, schief oder schlecht verteilt hingen, kargten die Alten nicht mit beißendem Spott. Zuerst kam das Schürzenrennen der Mädchen an die Reihe. Wie schon der Name sagt, waren es Schürzen, die die Mädchen durch Wettlauf erringen konnten. Auch hier gab es einfache und bessere Preise, und die „Seidene

mit Fransen", die selten fehlte, stach gar mancher in die Augen. Zu beiden Seiten des breiten, abgesteckten Ganges stellten sich die Zuschauer auf; Hanswurst aber hatte auch hier die Hauptrolle. Nachdem er die jeweilig zu erringende Schürze herumgezeigt hatte, wobei er nicht versäumte, sie „über den grünen Klee" zu loben, befestigte er sie lose an der Stange, die am Ende der Rennbahn eingerammt war. Alsdann stellte er unter mancherlei Narrenspossen die Rennlustigen zusammen. Fünf, sechs waren es gewöhnlich, je, nachdem der Preis sie lockte. Der Schalk selbst aber nahm einen kurzen Vorsprung, und auf sein Kommando ging der Wettlauf unter Kreischen und Lachen von statten, der Hanswurst, lustig mit der Peitsche knallend, voraus, die Mädel hinterher.

Doch glatt ging die Sache selten ab. Wenn sich der Spaßvogel durch einen kurzen Blick überzeugt hatte, daß man ihm dicht auf den Fersen war, warf er sich plötzlich quer über den Weg. Die Folge war gewöhnlich ein allgemeines Purzeln über das lebende Hindernis, so daß sich oft ein schier unentwirrbares, buntes Knäuel am Boden wand. Daß die Zuschauer dabei nicht ernst blieben und die allmähliche Entwirrung mit viel Vergnügen verfolgten, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Natürlich war ein so gestörtes Rennen ungültig. Oft suchte auch der Hanswurst mit seinen Scherzen nur die schnellsten Läufer zurückzuschrecken, um zu allgemeiner Heiterkeit den letzten zum Siege zu verhelfen. Es kam da auch viel Gunst mit ins Spiel, und manch eine Dirne ging dem Hanswurst schon vor der Zeit um den Bart, damit er sie ein wenig begünstige. Immerhin dauerte es stundenlang, ehe die letzte Schürze an den Mann — oder besser gesagt — an das Mädchen gebracht war. Dann aber ging es mit Musik zum Pfingstbaum. Und wie vorher die Burschen, so kargten auch jetzt die Mädel nicht mit Spott und Gelächter, wenn es den Burschen trotz aller aufgewandten Mühe nicht gelang, den Gipfel zu erreichen, oder wenn einer gar wieder unfreiwillig herabglitt. Für den letzteren Fall war es gut, daß um die Stange herum vorsorglich Sand geschüttet war, so daß der Aufprall nicht gar zu heftig ausfiel. Mit viel Humor tröstete dann der Hanswurst den unglücklichen Kletterer wegen des entgangenen „Tüchlas"; auch half er ihm gern mit der Peitsche den Sand abklopfen, ohne indes für seine Bemühungen viel Dank zu ernten. Erst wenn die unten hängenden Tücher vergriffen waren, traten die guten Kletterer an. Denn jetzt galt es zu zeigen, was klettern heißt. Bis über die Stangenspitze hinaus mußten sie klimmen, um die besseren Preise zu erlangen, und manch Mädchenauge blickte ängstlich zu dem Waghals empor. War aber dann der Baum leer und der letzte Tusch geblasen, dann ging der Zug unter einem lustigen Marsche ins Dorf zurück und geradenwegs in den Kretscham. Und während die Alten beim Biere saßen und ein kluges Wort redeten, schwang sich die frohe Jugend im Kreise. Färber

Sport

Vom Dresdener Gordon-Bennett-Ausscheidungsflug. Am 27. April stiegen abends in Dresden 8 deutsche Ballons zum Gordon-Bennett-Ausscheidungsrennen auf. Sie nahmen nordwestliche Richtung und überflogen sämtlich glatt das Kattegatt. „Gladbeck" landete am folgenden Tage glücklich in der Nähe von Loekkens an der Nordwestküste Jütlands. Der Ballon „Hannover" ging abends bei Uggerby, der Ballon „Braunschweig" bei Bedsted nieder. Dem Bonner Ballon „Prinz Adolf" gelang nach kleinerem Unfall die Landung nördlich von Hvalsoe auf der Insel Seeland. Der siegreiche Ballon „Niederschlesien," dessen Führer Ingenieur Hans Berliner war, passierte Südlaaland und kam am 28. April abends 6 Uhr bei dem Orte Kostet, eine Meile östlich von Arendal in Norwegen, zur Landung. Unser Bild auf Seite 431 zeigt den noch in der Gondel befindlichen Führer. Der neben ihm Stehende ist der von dem Ballon „Niederschlesien" mitgeführte Passagier Mann.

Persönliches

Der residierende Domherr, Monsignore Dr. theol. **Theodor Stiller,** fürstbischöflicher Generalvikar der Diözese Breslau und Domdechant der Kathedrale in Breslau, infulierter Prälat und apostolischer Protonotar, vollendete am 5. März das 80. Lebensjahr. Im Jahre 1833 in Städtel Leubus geboren, besuchte er das Gymnasium in Glogau und studierte an der Universität Breslau. 1856 wurde er Priester, war Kaplan in Krehlau (Krs. Wohlau) und Glogau, später Pfarrer und Erzpriester in Guhrau. Am 3. August 1892 wurde er als residierender Domherr an der Breslauer Kathedrale installiert, und am 5. August 1905 erfolgte seine Ernennung zum Generalvikar der Diözese. An seinem 50 jährigen Priesterjubiläum am 28. Juni 1906 ernannte ihn der Papst zum infulierten Prälaten, die katholisch-theologische Fakultät der Universität Breslau promovierte ihn zum Ehrendoktor. Am 1. Dezember 1911 erfolgte seine Installation als Domdechant. Er ist Kurator des Agnesstifts und Präses des Konsistoriums 2. Instanz.

Am 30. April feierte Geh. Justizrat **Dr. Felix Porsch** in Breslau sein 60. Wiegenfest. 1853 zu Ratibor als Sohn eines Appellationsgerichtsrats geboren, besuchte er die katholische Volksschule in Ratibor und das Gymnasium in Groß-Glogau und studierte in Berlin, Breslau, Tübingen und Leipzig die Rechte. Seitdem ist er in Breslau ansässig, wo er zunächst als Referendar beschäftigt war und 1876 von der juristischen Fakultät zum Dr. jur. utr. ernannt wurde. 1878 arbeitete er als Assessor. 1879 begann er seine Tätigkeit als Rechtsanwalt, erst am Landgericht, dann am Oberlandesgericht. 1881—1893 war er Mitglied des Reichstags, seit 1884 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Er ist außerdem fürstbischöflicher Konsistorialrat und päpstlicher Geheim-Kämmerer. M.

Kleine Chronik

April

5. Der über 12 000 Mitglieder zählende Breslauer Eisenbahnverein veranstaltet auf dem Friebeberge eine reichbesuchte, würdige Jahrhundertfeier.

10. Ein Waldbrand zerstört eine 31 Ar große Schonung am Mühlberge bei Kiesewald i. R.

12. Die Stadt Neusalz a. O. veranstaltet aus Anlaß der Jahrhundertfeier einen Fackelzug, den mehr als tausend Fackelträger bilden.

13. In Dittmannsdorf, Krs. Frankenstein wird im Beisein des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen eine vom Vaterländischen Frauenverein Frankenstein ins Leben gerufene Gemeindeschwesterpflegestation eingeweiht.

16. In der Nacht zum 16. finden in vielen Gegenden Schlesiens ungewöhnlich starke Schneefälle statt. In manchen Teilen Oberschlesiens erreicht die Schneedecke eine Dicke von 25 Zentimetern.

Die Toten

April

5. Herr Oberstabsarzt Dr. Heinrich Moeckel, 77 J., Branitz.

10. Herr Mühlenbesitzer und Stadtverordnetenvorsteher Rudolf Knothe, Sprottau.

11. Herr Kanzleirat a. D. Heinrich Dultz, 87 J., Breslau.

12. Herr Stadtältester Ludwig Scheliga, Krappitz.

14. Herr Major a. D. Wilhelm Oertel, 71 J., Klein Heidau bei Deutsch Lissa.
Herr Amtsgerichtsrat Julius Freundt, 61 J., Oels.
Herr Bergwerks- und Hüttendirektor Wilhelm Woltmann, 46 J., Frankenstein.

15. Herr Landesältester, Rittergutsbesitzer Gustav von Ruffer, Schloß Tinz.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (15. Fortsetzung)

Es war ein herrlicher, sonniger und doch frischer Sonntag, der Tag des Abschieds. Ein frischer Wind ließ die Roggenfelder wallen, und die Halme sich heben und neigen in beständigem Spiel. Weiße Wölkchen segelten an dem blauen Himmelsgewölbe, und sogar der Rauch machte sich an den Rändern des Horizontes weniger bemerkbar als sonst, weil der Wind ihn vertrieb. Alles war eitel Sonnenschein, und niemand sah die schwarze Wolke des Schicksals, die verderbendrohend heraufzog. Welch eine Güte des Himmels, daß die Zukunft den Blicken des Menschen verschleiert ist! Wie so anders hätten sonst die Glieder der Familie Siegner diesen Sonntag verbracht. Ein Wermutstropfen war ja im Becher der Freude, der Gedanke an den Abschied; aber er erzeugte nicht allgemeine Trübsal, sondern machte die letzten Stunden des Zusammenseins nur feierlicher und kostbarer.

Helene war heute fast den ganzen Tag Gast in Siegners Hause. Ihre intimste Jugendfreundin Emma feierte unter solch eigentümlichen Verhältnissen Verlobung, daß selbst die stolze Frau Oberschichtmeister nichts gegen den Aufenthalt Helenes im Nachbarhause haben konnte. Sie hatte Emma sogar eine sehr wertvolle goldne Brosche zur Verlobung geschenkt, und der Oberschichtmeister kam selbst mit einigen Flaschen Champagner unter dem Arme herüber, um auf das Wohl des Brautpaares anzustoßen.

Helene und Karl fanden Gelegenheit genug zum Alleinsein. Siegner war es sehr erwünscht, wenn die Neigung zwischen den beiden immer inniger wurde. Helene und Karl verabredeten eine heimliche Korrespondenz für die Zeit der Trennung. Die Aussicht hierauf versüßte den Liebenden den herben Gedanken an die Trennung der nächsten Wochen. Marxdorf und Emma waren ruhig und ein wenig in sich gekehrt, verdarben aber doch die Laune nicht. Martha ging die Trennung von der Schwester nahe, aber im Innersten ihres Herzens war ihr die Abreise Emmas doch willkommen. Es ist immer bitter für die ältere Schwester, zu sehen, wie die jüngere Liebesglück und Schicksalsaussichten früher als sie selbst empfängt. Dadurch, daß Emma so weit fortkam, blieb Martha diese Bitterkeit erspart. Karl ging der Abschied von Schwester und Schwager nicht so nahe; er kam ja noch auf der Hochzeit mit ihnen zusammen und begleitete sie bis auf das Schiff.

Am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge erfolgte die Abfahrt. Frau Kornke und Helene fuhren zu gleicher Zeit nach Berlin. Marxdorf und Emma benützten den gleichen Zug bis Breslau, um dann nach Dresden zu gehen, und Karl begleitete alle bis Beuthen, wo er sich durch einen Blick und einen heimlichen Händedruck von Helene verabschieden konnte.

XI.

Durch die Gassen der Arbeiterkolonie tönte lautes Geschrei. Man hörte das Kreischen von Kindern, das Angstgeschrei von Weibern, hörte Türen zuschlagen und Riegel klirren. Zigeuner statteten der Arbeiterkolonie einen Besuch ab.

Frau Siegner und Martha waren vor die Tür getreten, um sich zu überzeugen, was geschehen sei. Sie sahen, wie die Mütter ängstlich auf die Straße liefen, um die Kinder in die Häuser zu holen. Die Haustüren wurden verbarrikadiert. Die Wäsche, die auf Zäunen oder auf den Leinen hing, wurde noch rasch in die Wohnungen gerettet. In wenigen Minuten befand sich die ganze Kolonie im Belagerungszustand, und eine hereinbrechende Horde von Feinden hätte keinen größeren Schrecken hervorrufen können, als diese vielleicht aus zwanzig Köpfen bestehende Zigeunerbande.

Es war Vormittag gegen elf Uhr. Die Männer aus der Kolonie waren meist in der Arbeit, und die Nachtschichter schliefen. Daher brachte man alles vor den Zigeunern in Sicherheit. Auch Frau Siegner schloß die Haustür. Die Hauptsache war, keinen Zigeuner in das Haus zu lassen; denn selbst kleine Kinder stahlen mit einer verblüffenden Virtuosität vor den Augen der Leute, in deren Wohnungen sie eingedrungen waren. Deshalb schloß man so sorgfältig die Türen ab. Letzteres geschah auch, damit die Zigeuner nicht etwa das Vieh „behexten." In den Stallungen der Arbeiterkolonie befand sich viel Kleinvieh. Jede Bergmannsfamilie hielt sich gewöhnlich eine Ziege, ein Schwein und etwas Geflügel. Einige vermögende Bergmannsfamilien hatten sogar eine Kuh. Die Zigeuner wußten, daß ihre Ankunft Schrecken und eine allgemeine Flucht veranlassen würde; das war ihnen aber gerade recht. Sie bettelten auch nicht vergebens an den nun verschlossenen Türen. Die Leute reichten ihnen Geld, Brot und Speck durch die geöffneten Türspalten heraus, schon, um die Zigeuner

bei guter Laune zu erhalten, und weil sie heimlich fürchteten, die Zigeuner könnten ihnen, wenn sie nichts gäben, etwas „anwünschen“, sei es Krankheit, sei es ein Unglück mit den Kindern oder Blitzschlag.

Für wenigstens eine Stunde blieb die Arbeiterkolonie jetzt im Belagerungszustand. Frau Siegner setzte sich an ein Fenster, um darauf zu achten, daß die Fremden nicht etwa in den Garten eindrängen. Martha schaltete in der Küche weiter. Auch an der Haustür bei Siegners wurden wimmernde, bittende Weiberstimmen laut. Mit monotonem Wortschwall plapperten die Zigeunerinnen in einer fremden Sprache ihre Bitte herunter. Frau Siegner schnitt darauf einige Stücke Brot ab, bestrich sie mit Butter und suchte einige Kupfermünzen zusammen. Dann wurde die Haustür so geöffnet, daß nur eine schmale Spalte entstand, und die Gaben wurden den Zigeunern hinausgereicht. Die Bettlerinnen wollten aber Speck haben; denn Speck war der gesuchteste Artikel bei dieser Art der ungarischen Zigeuner. Sie reiben sich damit ihre Kleidung auf der inneren Seite ein, sie salben ihren Körper mit dem Speck, und merkwürdigerweise hat das Einreiben mit Speck in Kleidung und Körper die Wirkung, daß der Zigeuner niemals von Ungeziefer geplagt wird.

Frau Siegner, die gleichfalls eine abergläubische Furcht vor den Zigeunern empfand, wurde infolge der Zudringlichkeit der Fremden immer ärgerlicher und ängstlicher; auch die Flurnachbarin, Frau Kasperka, kam in die Wohnstube Frau Siegners und meinte, es sei doch etwas Schreckliches um die Bettelnden und ihre Unverschämtheit. Sie war gleichfalls der Meinung, daß die Zigeuner einem großes Unglück anhexen könnten, wenn man sie nicht von der Tür wegbrächte. Martha war nicht so ängstlich wie die beiden Frauen. Bei ihr wurde die Nervosität nicht zur Angst, sondern zum Zorn. Unaufhörlich tönte das Geschrei der Weiber und ihr jammervoller Ruf: „Specku, Specku!“ vor der Tür.

Martha ging wiederholt an die Haustür und befahl in heftigem Tone den Zigeunerweibern, sich fortzuscheren. Einige Zeit verstummte dann auch auf diese energische Aufforderung der Lärm, bis das Klopfen an der Tür auf eine höchst unverschämte Weise wieder von neuem begann.

„Nun ist meine Geduld erschöpft!“ entschied schließlich Martha. „Jetzt werde ich das Pack mit Wasser begießen! Wasser ist den Zigeunern das Unangenehmste!“

Sie ging in den Hausflur und trat an die Stande, die sich in einem kühlen Winkel befand. Diese Stande ist ein auf drei Beinen stehendes, gewöhnlich mit Messingreifen beschlagenes Holzfaß, das sorgfältig mit einem Deckel verschlossen ist, da in ihm der Wasservorrat für Haus und Küche aufbewahrt wird. Neben jeder Stande, die ausnahmslos weiß und blitzblank ist, steht der ebenso weiße Schöpfer, ein kleines Gefäß mit einem langen Holzstiel, das ungefähr drei bis vier Liter Wasser hält.

Martha füllte einen Schöpfer mit Wasser, ging an die Haustür und goß den Inhalt mit einem einzigen Ruck hinaus. Im nächsten Augenblicke hörte man einen doppelten Schrei, sowohl von Martha, die gleichzeitig den Schöpfer fallen ließ, als auch von einer Männerstimme. Der energische Klopfer war nicht ein Zigeuner, sondern ein junger, sehr anständig gekleideter Mann gewesen, der die ganze Ladung Wasser auf Oberhemd, Jackett, Schlips, Halskragen und Hut bekommen hatte.

Frau Siegner brachte nur ein verlegenes: „Aber um Gotteswillen, Martha, was tust du?“ hervor, während die Urheberin des Unheils wie versteinert auf den jungen Mann sah.

„Entschuldigen Sie,“ sagte dieser, indem er seinen nassen Hut zog. „Ich wollte zu Herrn Steiger Siegner.“

„Das ist mein Mann,“ entgegnete Frau Siegner.

„Ich komme vom Herrn Bergrat,“ fuhr der junge Mann fort, „mein Name ist Fechner. Ich bin der neue Grubenschmied. Herr Steiger Siegner soll mich auf dem Bergwerk herumführen. Ich bin offenbar mit irgend jemand verwechselt worden,“ setzte er lächelnd hinzu, „wenigstens kann ich das aus diesem kühlen Empfange schließen!“

„Entschuldigen Sie nur,“ bat Frau Siegner. „Wir glaubten, es seien Zigeuner!“

„Ja,“ bestätigte der junge Mann lächelnd, „es waren allerdings Zigeuner hier in der Kolonie; aber sie sind eben abgezogen.“

„Wollen Sie denn nicht näher treten?“ fragte Frau Siegner. „Martha, hole ein Handtuch und trockne den Herrn ab!“

Martha lief davon, und Fechner trat näher.

„Wollen Sie nicht, bitte, in die Stube kommen?“ fragte Frau Siegner. „Mein Mann kommt erst um zwölf Uhr nach Hause. Wenn Sie ihn um Eins abholen wollen, wird er gewiß den Rundgang mit Ihnen machen.“

Unterdes kam Martha mit einem Handtuche herbei. Fechner wurde genötigt, auf einem Stuhle Platz zu nehmen, und es schien ihm Spaß zu machen, wie das über alle Maßen verlegene Mädchen sich bemühte, ihm das Gesicht abzutrocknen und die Nässe aus den Kleidern zu bringen.

„Nehmen Sie es nur nicht übel,“ wiederholte Frau Siegner nochmals.

„O, bitte, das tut nichts!“ antwortete Fechner. „Wasser macht keine Flecke, und die Sachen werden schon von selbst trocknen. Bei dieser Gelegenheit kann ich mich Ihnen ja auch gleich vorstellen.“

Frau Siegner verstand den Wink und sagte: „Meine Tochter Martha!“

Sie bemerkte dabei, daß dieser junge Mann eine recht stattliche Erscheinung sei. Er war schlank und kräftig, hatte dunkles, krauses Haar und einen kecken, schwarzen Schnurrbart. Seine dunkeln Augen gaben seinem Gesicht einen Zug von Lebhaftigkeit, aber auch von Liebenswürdigkeit.

„Ich will nicht länger stören,“ erwiderte Fechner, dem die Verlegenheit Marthas Freude zu machen schien. „Ich werde mir erlauben, um Punkt ein Uhr wieder hier zu sein. Kann ich vielleicht irgend ein bestimmtes Zeichen geben“, fragte er dann noch lustig, „falls ich die Haustür verschlossen finde, damit ich nicht wieder verkannt werde?“

Die Art und Weise, wie er sprach und Martha anlächelte, nahm dem jungen Mädchen alle Unsicherheit und zwang ihr sogar ein Lächeln ab, das sie sehr gut kleidete.

Der eigenartige Zufall wollte es, daß, als pünktlich um ein Uhr Fechner durch die geöffnete Haustür den Hausflur wieder betrat, Martha mit dem Schöpfer in der Hand wieder neben der Stande stand. Fechner spielte vortrefflich den Erschreckten. Er hielt sich den Hut vor das Gesicht und rief:

„Aber Fräulein! Schon wieder?“

Martha mußte lachen, und als Fechner, ihr die Hand reichend, an sie herantrat und fragte: „Ist Ihr Herr Vater zu Hause, Fräulein?“ und hinzufügte: „Ich habe auch eine Schwester, Fräulein, die Ihnen sogar ein wenig gleicht, nur schwärmt sie nicht so für kaltes Wasser!“ — reichte sie dem jungen Manne die Hand, als wäre sie längst mit ihm bekannt.

Fechner fand Siegner schon zum Ausgehen gerüstet und verließ mit ihm bereits nach wenigen Minuten das Haus, um den Rundgang durch das gesamte Bergwerk anzutreten, aber nicht, ohne beim Abschiede Martha noch heimlich mit den Augen zugewinkt zu haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Karl Siegner hätte es allerdings mit seiner Wohnung nicht besser treffen können. Die Wirtschafterin des Markscheiders, Frau Mastalski, sah in Karl eine Art Schutzengel, der sie von der fürchterlichen Angst befreit hatte, abends und nachts in der Villa allein zu sein, wenn Ewers verreist war. Auch Ewers zeigte in seinem ganzen Verhalten, daß er Karl zu Danke verpflichtet sei, weil dieser ihm das Haus „bewache“. Ewers war nicht nur ein Ehrenmann, sondern auch von seltener Herzensgüte. Mit seinen Begriffen von Recht und Pflicht, seinen Ansichten über Ehre und Streben, von Nächstenliebe und Nachsicht gegen die Fehler anderer, war er ein Charakter, wie man ihn selten findet. Er war ein Mann, der seine eigenen Wege ging. Er kümmerte sich nicht um das, was „die Leute sagten“, wenn es galt, einem Hilfsbedürftigen zu helfen, einem Notleidenden beizustehen, einen Verdächtigen zu verteidigen, seine Freundschaft zu beweisen. In solchen Fällen bot er kühn allem sogenannten Herkommen Trotz, und merkwürdigerweise verzieh man ihm dann fast immer seine Rücksichtslosigkeit, während man gegen derartige Rebellen sonst schonungslos streng, ja grausam in gewissen Verkehrs-, Berufs- und Standeskreisen ist. War er zu Hause, dann suchte er die Gesellschaft seines „Mieters“, und es war ein Genuß für Karl, mit dem interessanten Manne, der über so viel Humor und Lebenserfahrung verfügte, im Garten unter alten, herrlichen Bäumen bei einem guten Glase zu plaudern.

Es war an einem Donnerstage, als Karl ziemlich ermüdet vom Gericht heimkam und zu seinem Erstaunen Ewers traf, der eigentlich erst am Sonnabende hatte zurückkommen wollen.

„Ja, ja, mein lieber Doktor! Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen! Mein Bureauvorsteher ist durchgebrannt und hat die Freundlichkeit gehabt, mir dies in einem Briefe mitzuteilen, ebenso wie die Höhe der von ihm unterschlagenen Gelder. Sie glauben nicht, was für einen Schreck ich bekommen habe. Verantwortlich für alles, was in meinem Bureau geschieht, habe mich jahrelang auf meinen Bureauvorsteher verlassen, und nun erfahre ich, daß der Mann nachlässig, unehrlich und wahrscheinlich auch liederlich gewesen ist. Ich ärgere mich nicht der Gelder — obgleich die Summe mehr als fünftausend Mark beträgt — sondern meiner Kundschaft wegen. Ich muß meine gesamten Akten, Zeichnungen, Rechnungen und Berechnungen durchsehen, um vielleicht Unheil zu verhindern.“

„Wollen Sie den Mann nicht verfolgen lassen?“

„Mein werter Herr Doktor! In Ihnen regt sich wohl der Staatsanwalt? Aber beruhigen Sie sich, ich werde den Mann nicht verfolgen; denn ich bin sein Mitschuldiger.“

„Sie machen wohl nur Spaß, Herr Ewers!“

„Ganz und gar nicht! Ich habe dem Manne zu viel Vertrauen geschenkt und ihn dadurch indirekt zu Pflichtwidrigkeiten verleitet, auf die er nie gekommen wäre, wenn ich ihm mehr auf die Finger gesehen hätte. Das ist meine

Auffassung von der Sache. Der Durchgebrannte ist nach Rußland gegangen, und es fällt mir nicht ein, ihn zu verfolgen. Ich überlasse dem Himmel seine Bestrafung und nehme die meine reuig auf mich. Nur muß ich ein paar Tage und Nächte arbeiten, um Klarheit in meine eigenen Angelegenheiten zu bringen!"

„Ich wünschte aufrichtig, ich könnte Ihnen helfen, Herr Ewers!"

Ewers reichte dem Referendar die Hand.

„Ich freue mich über Ihre Hilfsbereitschaft. Sie können mir insofern helfen, als Sie mich in meinem Bureau ab und zu besuchen. Ich kann dann wenigstens vor Ihnen auf den Durchgänger schimpfen. Solches Schimpfen erleichtert die Seele, und ich komme dadurch vielleicht in meinen Arbeiten rascher fort."

Karl lachte und versprach, bald in das Bureau zu kommen.

Nach einer halben Stunde machte er diesen Besuch wirklich und fand Ewers, vergraben unter Zeichnungen und Berechnungen.

Ewers schimpfte auch weidlich, aber nicht über den ungetreuen Bureauvorsteher, sondern über seine eigene Vertrauensseligkeit.

„Verstehen Sie etwas von angewandter Mathematik? Oder haben Sie seit dem Abiturientenexamen wieder alles vergessen? Man wirft ja nach einem Examen gewöhnlich allen überflüssigen Ballast über Bord."

„Ich galt seiner Zeit für den besten Mathematiker der Prima."

„Dann rechnen Sie einmal diese „Seigerhöhen" nach!"

„Mit Vergnügen!" erklärte Karl und machte sich an die Arbeit.

Als er mit ihr fertig war, verfehlte Ewers nicht, ihm sein Kompliment über seine mathematische Fixigkeit und Sicherheit zu machen.

„Ich nehme das Kompliment nur an, wenn Sie mir Gelegenheit zu weiteren Arbeiten geben."

„Das sieht Ihnen ähnlich!" entgegnete Ewers lächelnd. „Aber Sie werden es bedauern, mir Ihre Hilfe angeboten zu haben. Ich bin rücksichtslos in der Ausbeutung freiwilliger Hilfskräfte!"

„Das werden wir wohl auch noch aushalten," erwiderte Karl lustig.

Am nächsten Tage konnte er dem Markscheider noch mehr helfen. Er ließ sich von ihm in gewisse technische Bezeichnungen und praktische Anwendungen der Markscheiderei einweihen, und das wurde nicht schwer; denn Karl wußte im Bergwerk Bescheid.

Am nächsten Sonntag fuhr Karl nicht nach Hause, sondern blieb bei Ewers, um ihm zu helfen. Er konnte dem liebenswürdigen Manne auch noch einen anderen großen Gefallen erweisen, indem er die Postvollmacht für ihn übernahm.

Es waren kaum acht Tage vergangen, und Karl Siegner war in seinen Mußestunden beinahe „wirklicher Bureauvorsteher" des Markscheiders Ewers und wollte das vorläufig so lange bleiben, bis Ewers einen tüchtigen Nachfolger für seinen durchgebrannten „Mitschuldigen" gefunden hatte.

XII.

Gasda war wieder der fleißige und gewissenhafte Arbeiter, der er zu sein pflegte, wenn der Dämon des Trunkes über ihn keine Gewalt hatte. In dem Hause des Grubenschmieds, das in der Nähe der Mathildegrube lag, hatte er ein Zimmer erhalten, und hier stellte er aus den Listen und Belägen ein Inventarium auf, was gar nicht so leicht war. Da gab es allerlei Dinge, welche zum Teil der Gewerkschaft des Bergwerks, zum Teil dem Grubenschmiedemeister gehörten. Da gab es Dinge, bei denen gar nicht festzustellen war, wem sie gehörten. Erst durch langes Nachschlagen in früheren Listen und Belägen konnte er wenigstens mit einiger Sicherheit einen Anspruch auf Besitz für diesen oder jenen Teil herausfinden. Woytylak hatte die Grubenschmiede eben dreißig Jahre gehabt und war wegen seiner mangelnden Bildung nie in der Lage gewesen, sichere Notizen und Aufzeichnungen zu machen. Es mußten dann die Akten in der Registratur der Schichtmeisterei nachgeschlagen werden, was Kornke natürlich ohne weiteres gestattete.

Auch in die privaten Vermögens- und Geldangelegenheiten Woytylaks bekam Gasda Einsicht und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß der Schmiedemeister sein Vermögen, soweit es aus den Einnahmen der Grubenschmiede entstanden war, vollständig in der Verwaltung des Oberschichtmeisters gelassen hatte. Woytylak besaß außer diesem Vermögen in barem Gelde, das sich auf ungefähr sechzigtausend Mark belaufen mußte, noch ein paar Häuser im Industrieort, einige Grundstücke in der Nähe der Bergwerke, die vielleicht noch einmal sehr wertvoll wurden, und einige Ackerflächen, die er verpachtet hatte. Auffallend für Gasda war es, daß sich aus den Abrechnungen, die Woytylak von Kornke im Laufe der Jahre erhalten hatte, nichts Bestimmtes und Sicheres über das Vermögen des Grubenschmiedemeisters ermitteln ließ. Nicht einmal Berechnungen über die Zinsen, die Woytylak vierteljährlich von Kornke erhielt, waren vorhanden. Man wußte nicht, woher die Zinsen kamen, ob aus Hypotheken oder aus Koupons von Staatspapieren, ja, es war nicht einmal die Höhe des Zinsfußes klar ersichtlich.

(Fortsetzung folgt)



Moltke und Schlesien

Von A. Siebelt in Hermsdorf u. K.

Als Graf Moltke im Jahre 1867 durch die reichen Dotationen, die König und Volk ihm geboten, in die glückliche Lage kam, den Traum seiner Jugend zu verwirklichen und einen eigenen Grundbesitz zu erwerben, fiel sein Blick auf das Rittergut Kreisau bei Schweidnitz. Er kaufte es samt Gräditz und Wierischau und gründete ein Fideikommiß.

Damals staunte man, daß Moltke als Mecklenburger sich in Schlesien und nicht in seinem Heimatlande ankaufte. Niemand wußte, daß der ernste Mann seit den Tagen seiner Jugend eine Liebe zum Schlesierlande im Herzen trug, die offenbar ausschlaggebend wurde, als er sich ein Altersheim wählte, einen Ort, wo er ausrasten konnte von den Mühen und Anstrengungen seines Lebens.

Die edlen Charakterzüge, die uns den hochberühmten und vielbewunderten Feldherrn als liebenswürdigen Menschen mit denkbar einfachster, schlichter Sinnesart zeigen, sprechen sich nirgends deutlicher aus als in den Briefen Helmuth von Moltkes an seine Mutter und seine Geschwister. (4. Band der gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls von Moltke). Hier auch finden wir die Beweise seiner Vorliebe für Schlesien.

Das Jahr 1825 führte Moltke als jungen preußischen Sekondelieutenant das erstemal in unser Heimatland. Er war von einem Halsleiden befallen worden, das ihn zwang, die Quellen von Ober-Salzbrunn aufzusuchen. Der dortige Aufenthalt scheint auf das Gemüt des Jünglings einen sehr günstigen Einfluß ausgeübt zu haben. In einem Briefe, den Moltke unterm 15. August 1825 an seine Mutter richtet, lesen wir u. a.: „Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen wie hier, was ebenso gut für mich sein mag wie der Brunnen selbst. Wein und Equipage habe ich fast frei; denn Oberst Graf Wartensleben, der Vater meines Freundes, der mich schon zweimal hier besucht hat, hat mich gegen seine Gewohnheit ganz außerordentlich in Affektion genommen. Fast täglich fahre ich in seiner eleganten Droschke nach einer dieser köstlichen Burgen und Schlösser, an denen man sich hier nicht satt sehen kann.“ Dann erwähnt er eine unterirdische Wasserpartie und schildert deren Schönheit mit beredten Worten; wo dieselbe geschah, ist nicht angegeben. Später spricht er von einem Besuche in Adersbach: „Das Schönste in diesem seltsam gestalteten Sandsteingebirge schien mir ein großer Wasserfall zu sein, der durch eine enge Spalte in eine dunkle Höhle fällt, in die man nur durch eine einzige Felsritze eintritt.“ Unterm 6. September 1825 schreibt Moltke abermals an seine Mutter: „Die schöne Zeit, die ich hier in Salzbrunn zugebracht, ist jetzt verflossen, und ich muß es, obzwar mit großem Bedauern, verlassen. Nie wird es mich gereuen, hier gewesen zu sein.“ Dann spricht er von angenehmen Bekanntschaften, die er gemacht und in Berlin

fortzusetzen gedenke. Auch einen Besuch, den er in Breslau und in Glatz machen will, erwähnt er und spricht dann von einer Partie nach der Schneekoppe, die er mit der gräflichen Familie Reichenbach zu unternehmen beabsichtigt. Darüber schreibt er unterm 13. September 1825: „Morgen reise ich nach Breslau. Die Reise nach dem Riesengebirge ist gemacht. Sie wurde unter unglücklichen Auspicien angefangen, aber mit dem größten Glück vollbracht. Denn einmal war der Stand meiner Finanzen so niedrig wie der des Wetterglases. Aber alles ging gut. Morgens um sechs Uhr fuhr ich mit dem jungen Reichenbach nach Waldenburg. Dort erwartete uns eine Gelegenheit nach Landeshut. Von hier gingen wir mit der Post nach Schmiedeberg. Dicht vor dieser Stadt fährt man eine halbe Stunde lang einen steilen, großen Berg im Zickzack hinunter. Unbeschreiblich ist die Aussicht, die man während dieser Zeit hat. Zu Deinen Füßen fließt die Lomnitz, an der sich das schöne Städtchen eine halbe Stunde weit hinzieht; jenseits erhebt sich die ungeheure Masse des Riesengebirges; überall ragt die Schneekoppe mit ihrer kleinen Kapelle hervor. Rechts eröffnet sich ein endloses Tal, in welchem man Warmbrunn, Hirschberg, den Kynast und viele Burgen und Schlösser erblickt. Um ein Uhr waren wir da. Reichenbach ging zu seinem Schwager, dem Prinzen Reuß, der dort ein altes Schloß — Steinhof[1]) — bewohnt. Prinz Reuß, dessen Bekanntschaft ich hier gemacht, kam sogleich selbst, mich zu bitten, bei ihm zu bleiben, und dies tat ich bis zum nächsten Vormittag, und der Aufenthalt hier war wie in einem Feenschloß. — Nichts gleicht dem Auf- und Niedergange der Sonne in dieser paradiesischen Gegend. Ungern riß ich mich los und ging den folgenden Morgen um 3 Uhr auf die Schneekoppe zu. Um 10 Uhr war ich auf kaiserlichem Grund und Boden, wo ich mich mit Ungarwein erfrischte. Ganz allein; denn Reichenbach durfte seiner Brust wegen nicht mit. Sogar ohne Führer stieg ich jetzt mit den größten Anstrengungen bergan. Aber alle Anstrengungen, die wirklich sehr groß waren, wurden durch die unbeschreibliche Aussicht belohnt, die man zwanzig Meilen weit nach Prag, Breslau usw. von dem höchsten Gipfel dieses Gebirges hat, der mit einer Kapelle der heiligen Maria[2]) gekrönt ist. Jetzt konnte ich hundert Meilen in der Runde nicht höher steigen; ich stand, wo kein Baum mehr wächst, auf dem höchsten Punkte in ganz Deutschland, und 4900 Fuß über Euren Köpfen. Unter mir lag der Schnee in den Gruben, zwei Ströme stürzen die schroffen Felswände hinab. Dann folgen große Tannenwälder, die wie ein Feld mit Kresse aussehen, und jetzt folgen die endlosen Ebenen, mit zahllosen Ortschaften, Seen, Wäldern und Leinwandsbleichen bedeckt. Doch dies alles läßt sich nicht beschreiben. Nun kehrte ich mich nach Norden und blickte nach der Gegend, wo Ihr wohnt, und schrieb einige Zeilen in meine Schreibtafel an Euch. Ich verließ das Gebirge und war nach einem Gewaltmarsch schon um 6 Uhr wieder in Schmiedeberg. Dort hielt ein Wagen, der mich nach Landeshut brachte. Von hier ging ich denselben Abend noch drei Meilen nach Salzbrunn, wo ich in der Nacht um 12 Uhr anlangte. Die Partie ist mir sehr gut bekommen, hat mir noch nicht einen Thaler gekostet und wird mir ewig unvergeßlich bleiben.“ Der Sohn vergißt auch nicht, der Mutter Veilchenmoos beizulegen, „welches nur auf dem höchsten Gipfel der Schneekoppe wächst, wo alle andere Vegetation aufhört“.

Diesem ersten Besuche Schlesiens seitens des jungen Moltke folgte im Jahre 1828 der zweite.

Moltke war damals Lehrer an der Divisionsschule zu Frankfurt und erhielt bereits Versprechungen, in den Generalstab gezogen zu werden.

Nachdem er schon unterm 25. März 1828 seiner Mutter geschrieben, „daß er sich sehnt, eine Reise nach dem lieben Schlesien machen zu können“, finden wir ihn im August 1828 tatsächlich dort und zwar zwecks topographischer Aufnahmen.

Er hat sein Standquartier auf Schloß Schön-Briese bei Oels, dem Grafen Kospoth gehörig, genommen, und die Briefe von dort an seine Mutter schildern in beredten Worten, wie wohl sich der junge, ernste Offizier auf dem herrlichen schlesischen Herrensitze fühlt. Das Herz geht ihm auf im Umgange mit edlen, hochgebildeten Menschen, und seine schönheitsdurstige Seele findet Freude an den Kunstschätzen, die das Schloß füllen. Natürlich zieht es ihn auch, die schlesische Bergwelt zu besuchen, und unterm 18. August 1828 schildert Moltke seiner Mutter eine Tour durch das Gebirge. Salzbrunn besucht er auch, bleibt nur sechs Tage dort, trinkt aber während dieser Zeit 90 Becher Brunnen. Von dort begibt er sich nach Schmiedeberg und macht von hier aus in einem Tage die Tour über das Hochgebirge bis Schreiberhau. Feinsinnige Beobachtungen sind es wieder, die der spätere Schlachtendenker über die Fernsichten macht, die sich ihm auf der Wanderung enthüllen. „Auch meinen Liebling, den Zackenfall, sah ich noch im Halbdunkel und übernachtete in einer Glashütte am schäumenden Zacken.“ Dann berichtet

[1]) Wohl Neuhof gemeint.
[2]) St. Laurentius.

er über den Besuch des „Kocherfalls und des Kynasts“, sich im weiteren über die Legenden, die sich um letzteren gebildet, ergehend.

Er spricht auch über die Burgen Schweinhaus, Nimmersatt, Bolkenburg, „deren ehrwürdige Trümmer“ es ihm angetan; er bedauert den Vandalismus des Volkes, der in den Stätten einstigen Glanzes nur Steinbrüche sieht, die er beim Hüttenbau ausbeutet.

Auch diesmal ist Moltke hochbefriedigt von Schlesien. Schloß Briese kann er nicht vergessen. Er nennt es in einem Briefe an seine Mutter vom 15. November 1828 „einen warmen Sonnenblick an einem finstern Herbsttage“ und knüpft eine Beschreibung des Schlosses mit seiner herrlichen Bildergalerie daran, die ihn sogar zum Dichter macht. —

Acht Jahre sind vergangen. Helmuth von Moltke ist im Jahre 1835 Hauptmann im großen Generalstabe geworden; es war dies ein für damalige Zeiten unerhört schnelles Avancement. Dieses Jahr führte ihn anläßlich einer Rekognoszierungsreise der schlesisch-böhmischen Grenze abermals nach Schlesien. Unser Heimatland behielt den alten Reiz für Moltke, was aus einem Briefe an seine Mutter erhellt, den er von Wigandsthal im Isergebirge am 26. Juli 1835 an sie richtet.

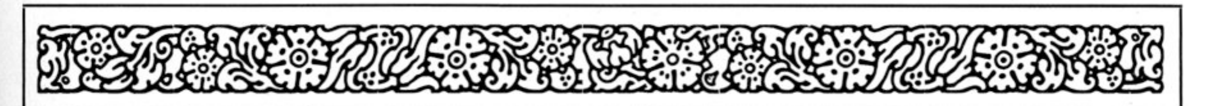
Nachdem er über einen Besuch des Oybin bei Zittau, sowie des Schlosses Friedland in Böhmen berichtet hat, schreibt er: „Von hohen Punkten habe ich die Landeskrone bei dem schönen Görlitz und gestern früh die Tafelfichte erstiegen. Abends ritt ich noch auf die Ruine des alten Bergschlosses Greiffenstein, prachtvolle Trümmer auf der Spitze eines Basaltkegels. Das ganze Isergebirge liegt vor einem da, die Riesenkoppe erhebt sich über dasselbe, war aber, wie gewöhnlich, in Wolken gehüllt.“ Dann spricht er von der Armut der schlesischen Leinenweber und berichtet, daß er noch dem Bade Flinsberg, später Hirschberg und Warmbrunn einen Besuch abstatten wolle. Er erwähnt auch, daß er selten Privatlektüre treibe, sondern im großen Buche der Natur lese. „Die Zeit, die ich erübrige, nutze ich gern, um schöne Burgen und Gegenden zu skizzieren“, schreibt er, „ich kann Dir diese Blätter vielleicht einmal mitteilen; sie machen mein Tagebuch aus.“ In der Tat existieren reizende Federzeichnungen von der katholischen Kirche zu Schweidnitz, und dem Untermarkt zu Görlitz, welche dem ersten Bande der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten Generalfeldmarschalls Grafen Moltke“ beigegeben sind.

Die Zeit eilte weiter. Mit gewaltigem Flügelschlag hat sie Moltke hinaufgetragen auf die Höhen des Lebens, hinan auf den Gipfel des Ruhmes.

Der Krieg von 1866 ist vorüber. Generalfeldmarschall Graf Moltke glaubt seine Lebensarbeit getan und sieht sich nach einem Ruhesitze um. Es wird die Freude seiner Tage, im Verein mit seiner Gemahlin sein Rittergut Kreisau, das er durch den Ankauf von Wierischau und Gräditz vergrößert hat, durchaus in seinem Sinne auszubauen, es zu einem Mustergute zu gestalten. Im Jahre 1868 verliert Moltke seine Gattin. In Kreisau findet sie ihre letzte Ruhestätte; das Mausoleum, das er geschaffen und das die teure Tote aufnimmt, wird dem Generalfeldmarschall ein Heiligtum, zu dem er täglich wallfahrtet.

Doch noch einmal ruft die Kriegstrompete. Das Werk, zu welchem Moltke berufen, ist noch nicht völlig getan. Die Jahre 1870/71 kommen, die erneute Ruhmeskränze um die Stirn des unvergleichlichen Feldherrn flechten. Er verläßt Kreisau, es unter der Obhut seines Bruders Adolf und dessen Gemahlin zurücklassend. Doch auch im Feldzuge, zwischen den kühnsten, strategischen Berechnungen, denkt er an Kreisau und gibt detaillierte Anordnungen für Haus, Feld und Garten. Der Briefwechsel mit seinem Bruder zeigt viele solcher Stellen, die gewöhnlich in dem Wunsche gipfeln, bald sein Kreisau wiedersehen und ganz Gutsherr sein zu können.

Die große Zeit ging vorüber. Die Weltgeschichte trat in ruhige Bahnen zurück, und Generalfeldmarschall Graf Moltke durfte in seinem geliebten Kreisau auf seinen Lorbeeren ausruhen. Er kannte jetzt keinen anderen Ehrgeiz, als der schlesische Gutsherr zu sein, der die Erfahrungen seines langen Lebens am eigenen Besitze verwertete. Seine Freude war es, möglichst alle Glieder seiner Familie — er selbst besaß keine Kinder — um sich zu versammeln, und in der Tat wurde Schloß Kreisau der Mittelpunkt für das weitverzweigte Moltke'sche Geschlecht. Einige Wochen des Sommers verlebte der greise Feldmarschall im schlesischen Bade Cudowa. Die „Theresien-Villa“ beherbergte den bevorzugten Gast durch Jahre hindurch. In Schlesien, das der große Schlachtendenker seit seiner Jugend bevorzugt hatte, sollte er auch seine Seele aushauchen. Im trauten Familienkreise des Schlosses Kreisau entschlief er am 24. April 1891 sanft und ohne Todeskampf. Jetzt ruht er an der Seite seiner Gemahlin im Mausoleum von Kreisau, im Tode noch der schlesischen Erde treu.



Woislaw

1104

I.

Die Breslauer Herzogsburg öffnet ihr Tor
Und entriegelt die rasselnden Gitter
Und speit einen stählernen Haufen hervor,
Heißblütige Polenritter.
Voran als Führer in Streit und Strauß
Der junge Herzog, Herr Boleslaus,
Und der Burggraf an seiner Seite.

Und im Burghof, den Fuß schon im Bügelgeflecht,
Im Schatten der bergenden Linde
Kost scheidend ein lockiger Edelknecht
Mit des Burggrafen rosigem Kinde.
„Schön Marja, mein Glück bleibt in Eurer Hand!
Nun entlaßt mich zum Kampfe ins Mährenland!
Ich muß an des Herzogs Seite!

Mein Blick sah Euch gestern zum erstenmal,
Da nahmt Ihr mein Herz im Sturme.
Und bin ich auch ferne auf blutiger Wal,
Mein Sinn bleibt bei Euch im Turme.
Und reiten wir heimwärts von Streife und Strauß,
Dann haste ich heimlich dem Heerzug voraus
Und bringe Euch Kuß und Kunde!

Entlaßt mich, Schön Marja, der Hornruf lockt,
Ich muß an des Herzogs Seite!
Sein Auge sucht mich, der Heerzug stockt.
Nun reite, mein Rößlein, reite!
Doch schaut erst, Schön Marja, und sagt mir an:
Wer ist der riesige reisige Mann,
Der zur Rechten des Herzogs reitet?"

„Besinnt Euch, Herr Jeczko, er ist Euch nicht fremd!
Ihr kennt ihn, bei meinem Eide!
Und saht Ihr ihn gleich nicht im Eisenhemd,
Ihr saht ihn gestern in Seide.
Es ist der Burggraf im Breslauer Land,
Herr Woislaw mit der eisernen Hand,
Mein eigener, herzlieber Vater!

Er lebte schon manchem zu Haß und zu Harm.
Fragt nach, was die Lieder melden;
Sein eisenharter, erzstarker Arm
Schlug hundert herrliche Helden.
Drum nennen ihn alle im weiten Land
Herrn Woislaw mit der eisernen Hand
Und fürchten die mächtige Rechte.

Herr Jeczko, und wollt Ihr mein Liebster sein,
So achtet des Vaters im Streite.
Und stürzt er sich tollkühn ins Treffen hinein,
Dann bleibt ihm als Engel zur Seite!
Und führt Ihr aus Kriegslärm und Feindesschwarm
Ihn sicher und heil in Jung Marjas Arm,
Dann fordert nach Eurem Herzen!"

II.

Die Breslauer Herzogsburg öffnet ihr Tor
Und wimmelt von gaffendem Volke.
Noch birgt den siegreich kehrenden Chor
Die neidige, staubige Wolke.
Nun hallt es wie Hufschlag, . . . nun regt es sich fern. .
Es blinkt wie von Helmsturz und Morgenstern,
Und sie nahen in schimmernden Reihen.

Und im Burghof, den Fuß noch im Bügelgeflecht,
Im Schatten der bergenden Linde
Heischt scherzend ein Ritter sein Siegerrecht
Von des Burggrafen rosigem Kinde.
„Schön Marja, ich horchte auf Euer Gebot
Und ward Eurem Vater ein Schild in der Not.
Heut kehrt er Euch heil in die Arme!"

Sie schaut ihn mit minnigen Blicken an,
Dann lugt sie über die Brüstung.
„Sie nah'n! Doch ein Fremder reitet voran
In prunkender, goldener Rüstung!
Warum nicht mein Vater, Herr Jeczko, sagt an?
Und wer ist der schimmernde Reitersmann?
Mein Blick sah ihn nirgend und nimmer!"

„Besinnt Euch, Schön Marja, er ist Euch nicht fremd!
Ihr kennt ihn, bei meinem Eide!
Und saht Ihr ihn gleich nicht im güldenen Hemd,
Ihr saht ihn in Eisen und Seide.
Es ist der Burggraf im Breslauer Land,
Herr Woislaw mit der goldenen Hand,
Euer herrlicher, herzlieber Vater!

Ihr schaut mich verwundert und fragend an?
Schön Marja, es ist, wie ich sage!
Und wann er den neuen Namen gewann?
Am heißesten unserer Tage.
Im dicksten Gewühle, vom Tod umbraust,
Schwang er sein Schwert in der eisernen Faust,
Und ich hielt ihm treulich zur Seite.

Da mähte ein mächtiges Mährenschwert
Die fechtende Rechte vom Arme.
Herr Woislaw wankte nicht, unbewehrt
Trotzte er noch dem Schwarme.
Schon schrillten die Feinde den Siegesschrei,
Da schnob ich auf schäumendem Schimmel herbei
Und ritt ihm die rettende Gasse.

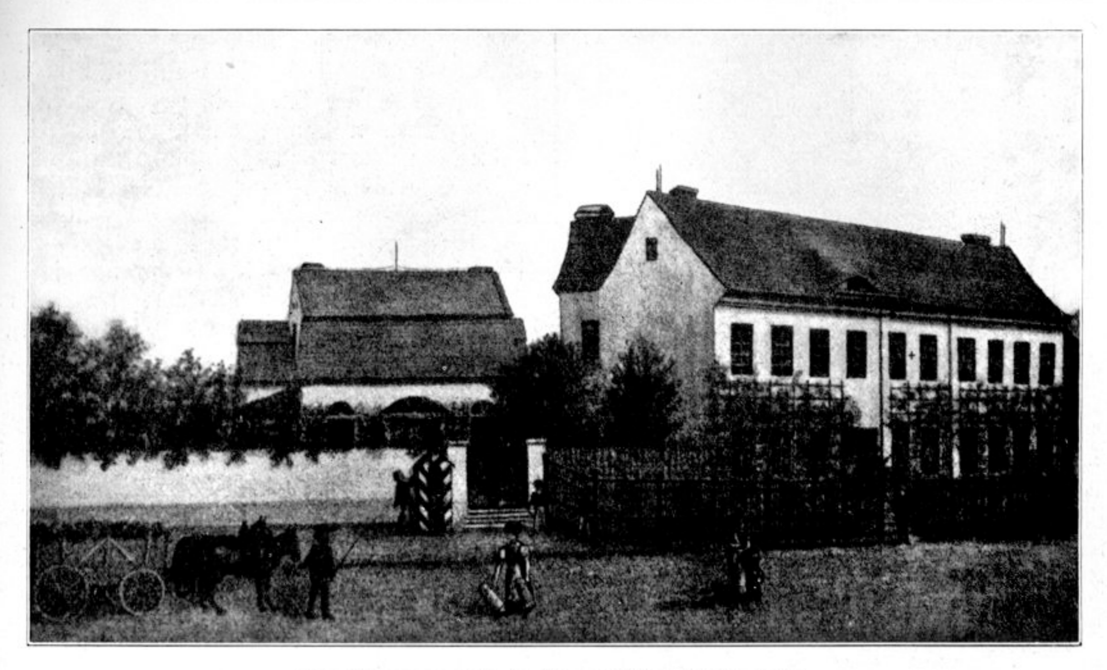
Herr Woislaw schob den Schild auf den Stumpf
Und hob das Schwert mit der Linken
Und wütete wie der Eber im Sumpf
Und ließ es leuchten und blinken.
Als blutrot die Sonne im Westen sank,
Da hatte ich meines Herzogs Dank,
Da war ich zum Ritter geschlagen.

Und als die Sonne zum drittenmal stieg,
Da kam der Herzog gegangen
Und dankte Herrn Woislaw für Treue und Sieg
Und küßte ihm beide Wangen
Und reichte ihm lächelnd als Ehrensold
Eine künstliche Rechte aus lauterem Gold,
Von Meisterhänden geschmiedet.

Eine goldene Hand, mit Werk und Gelenk!
Hei, wie sie das Breitschwert führte!
So mancher blieb ihrer eingedenk,
Der ihre Gewalt verspürte.
Und mancher Recke im Mährenland
Denkt Woislaws mit der goldenen Hand
Mit Zorn und Zittern und Zagen.

Und ahnt Ihr, Schön Marja, was ich erbat
Nach Kriegslärm und Schlachtenwetter?
Was Woislaw dem Ritter wohl schwerlich tat,
Gewährte er lächelnd dem Retter.
Kommt, Marja, dort hält er am Grabenrand!
Bald hält er mich an der goldenen Hand
Und Euch an dem goldenen Herzen!"

Alexander Kirchner



Das Napoleonshaus in Neumarkt im Jahre 1813
Nach einer Zeichnung von Hofrat Ludwig Weniger

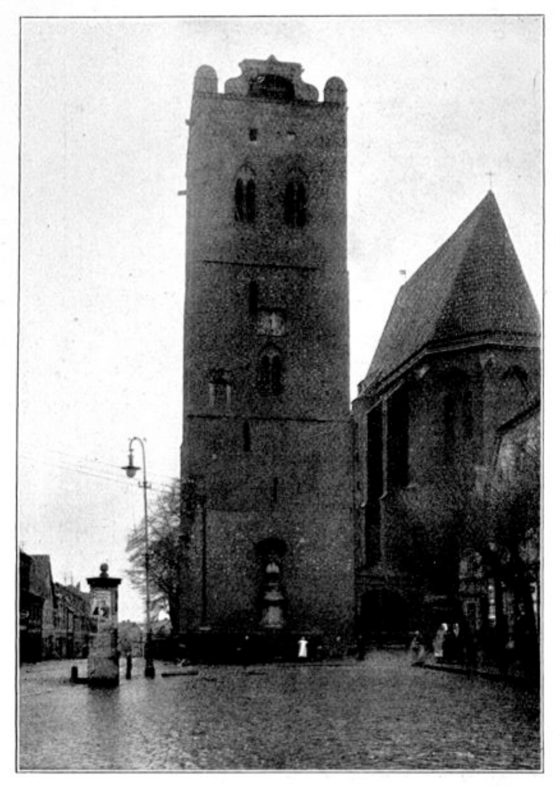
Neumarkt

Von Christa Niesel-Lessenthin in Neumarkt i. Schl.

Der Bahnhof Neumarkt trägt seinen Namen im Sinne von lucus a non lucendo. Der Reisende, der auf den Ruf „Neumarkt" den Kopf zum Fenster hinaussteckt, erblickt rundum freies Feld, und erst „weit hinter ihm, in wesenlosem Scheine" leuchten die blassen Silhouetten einiger Türme auf — das ist Neumarkt. Mißtrauisch steigt er aus. Aber siehe da, es kommt besser, als man denken sollte. Ein schmuckes, farbenfreudig-kanariengelbes Auto lockt mit der Pracht seiner roten Polster zum Einsteigen. Auch einige Droschken, vorsündflutliche Kaleschen von entschiedenem Altertumswert, harren derer, die zu exklusiv sind, sich des allgemeinen Beförderungsmittels zu bedienen, oder auch zu altmodisch, um ihr Leben diesem dämonischen Vehikel anzuvertrauen.

Jede Schönheit braucht ihr Milieu, um sich gehörig zu präsentieren. Das Milieu nun, das die intimen Reize Neumarkts am besten dartut, ist die weiß-grüne Harmonie des blühenden Frühlings. Mit Lust rollt man durch die Reihen schimmernder, schattender Obstbäume, und lieblich steigt das graue, verträumte Städtlein aus dem leuchtenden Vordergrund. Man biegt in eine sehr eindrucksvolle, majestätisch wirkende Allee alter Linden. Doch halt, undankbare Chornistenseele! Zunächst kommt man am Stadtpark vorbei, bestimmt, in hundert Jahren unsern Kindeskindern Schatten zu spenden, wenn es den Tannen und Fichten, die bisher in dem nassen Grunde mit obstinater Bosheit eingingen, gelingt, sich ihren Daseinsbedingungen anzupassen. Dann geht es ein ansteigendes Gäßchen hinauf, und wir sind auf dem Ringe. Eigenartig genug verschmäht er die typische Form des Quadrats anderer Ringe. Vielleicht sechs Mal so lang als breit, stellt er sich als eine breite Straße dar, wird dafür aber auch in Ober- und Unterring eingeteilt. Im Westen ragt der ehrwürdige Bau der Pfarrkirche (Bild Seite 442). Ihre architektonische Merkwürdigkeit besteht darin, daß der Glockenturm für sich steht, durch einen hübschen Schwibbogen mit dem Nachbarhause verbunden. Oben im grauen Turm, umschwirrt von der munteren Lebensfreudigkeit nistender Tauben und Dohlen, führt der Wächter sein beschauliches Dasein. Sein treulich durch die Nächte glühendes Licht sieht mit tröstlicher Wachsamkeit über das ruhende Städtlein.

Die Straße nach Westen fällt steil ab, sodaß über den letzten Dächern die zarten Linien ferner blauer Wälder sichtbar werden. Die Mitte des Ringes ziert ein origineller Gebäudekomplex:



phot. Niesel-Lessenthin in Neumarkt

Pfarrkirche mit Glockenturm in Neumarkt

das alte Rathaus mit seinen gotischen Elementen, die Stadtbrauerei und bescheidene, giebelige Bürgerhäuschen.

Allen Traditionen hohnsprechend, beginnt im Osten, mit dem Landratsamte, Neumarkt W. Enge Gassen führen auf die dem Ringe parallel laufenden Sträßchen. Rund um die Stadtmauer laufen hübsche Promenaden; ihr vornehmster Teil ist der am Schießhause mit einem Rondell von Teppichpflanzen, einem Springbrunnen und einem lauschigen Plätzchen mit Steinbänken. Die Jugend Neumarkts tobt sich unfern aus, unterhalb eines kleinen Hügels. Jenseits davon liegt Sanssouci mit dem Eichvorwerk, dem beliebtesten Kaffeeausflugsziel der Neumarkter, das einen lieblichen Ausblick über Felder und Wipfel in blaue Fernen gewährt, darin blaß und zierlich die Silhouetten der Leubuser Klostertürme vor dem violetten Blau der Oderwälder stehen.

Ist es betrüblich charakteristisch, daß das Schönste von Neumarkt seine Kirchhöfe sind? Als hätte sich alle Poesie der kleinen Stadt in diese stille und doch so eindringlich redende Stätte geflüchtet, so innig verträumt, so anmutig schmiegt sie sich an die zerbröckelnde, von des uralten Efeus grünen Armen fest umsponnene Mauer, die das Städtchen umschließt. Der Flieder duftet, und das Lied der Nachtigall zieht schwermütig über die verfallenden Gräber; da und dort ein prunkvoller, wohlerhaltener Grabstein. Die verwitterten Inschriften künden Namen, die sich bis heut ihren guten alten Klang bewahrt haben, und die sich in der Chronik der Stadt verfolgen lassen bis in eine weit zurückreichende Vergangenheit.

Denn eine Vergangenheit hat Neumarkt, eine so sturmbewegte, wie sie das jetzt so schläfrig im Schoße der Ebene dahinträumende Städtchen nicht ahnen läßt. Eine Tradition erzählt, daß es ehemals von bedeutenderem Umfange gewesen sei, und innerhalb seiner Mauern neun Marktplätze gehabt habe, woher der Name (ursprünglich Neunmarkt) zu erklären sei. Dieser Etymologie läßt sich die vielleicht richtigere Annahme gegenüberstellen, daß es im Gegensatze zu den älteren Märkten Breslau und Liegnitz, zwischen denen es liegt, als Neu-Markt bezeichnet wurde. An der großen Heerstraße Berlin-Breslau gelegen, bildete Neumarkt den Durchgangspunkt für viele Zeitereignisse, die dem armen, tapfer um sein Dasein und Wachstum ringenden Städtlein immer wieder ihre Feuermale und blutigen Spuren aufdrückten. Es beherbergte Fürsten, Könige und Kaiser und mußte diese Ehre nicht nur mit ungeheuren materiellen Opfern bezahlen, sondern auch mit aller Unbill des Krieges büßen. Es gürtete sich mit Mauern, schützte sich mit Tor und Turm und war doch immer wieder der unglückliche Sündenbock.

Schon der Tatareneinfall in Schlesien unter der Regierung Heinrichs II (1241) wird den Neumarktern in die Schuhe geschoben. Sollen sie doch, gelockt von den märchenhaften, goldenen Schätzen einer durchreisenden Tatarenprinzessin diese samt ihrem Gefolge meuchlings überfallen und erschlagen haben, indem sie es „untziemlich" fanden, „daß eyn solche vngläwige frawen mit solchem großen schezen beyde, sylber golth vnd edelgesteyn uns entwerden solte." Der Legende nach war es die Gemahlin des Tatarenkaisers Batus, die, um die löblichen Sitten der Christenlande kennen zu lernen, eine Reise unternahm und dabei auch die „namhafft stat yn der Schlesienn beschawete." Batus ergrimmte natürlich ob der Mordtat und überzog die schlesischen Lande mit blutigem Kriege. Aber die Schlauheit der Neumarkter Bürger bewahrte die Stadt vor dem Untergange. Nach dem bewährten Muster des Nibelungenliedes bewirteten sie die Feinde „güttlichen und freundlichen mit speyse und tranke Und als alle trunken waren, haben sy dy rath glocken gelewttet, da seyn kommen yre menner und brwder und haben da unzelich vil der Tattarn erschlagen." Historisch beglaubigt ist dies alles nicht. In Neumarkt jedoch ist die

Tradition noch lebendig, und man zeigt sogar noch ein Haus in der Constadtstraße, in dessen Keller die Moritat geschehen sein soll. Auch die Dichtung bemächtigte sich der Geschichte, und es entstand die schauerlich-schöne Ballade von der Tatarenfürstin.

In enge Beziehung zu Neumarkt stellt die Tradition auch die hl. Hedwig, der die Gründung des Minoritenklosters zum hl. Kreuz zugeschrieben wird. Oft weilte die segenspendende Fürstin in der von den schlesischen Herzögen erbauten „alten Burg", deren Trümmer noch in die Tage unserer Großeltern ragten (Siehe Beilage). Die Zeit der hl. Hedwig zeichnet freundliche Bilder in Neumarkts Geschichte. Unter ihren Enkeln jedoch entbrannte ein schrecklicher Bruderzwist. Neumarkt, dessen Bürger Untertanen des Herzogs Heinrich von Breslau waren, wurde der Schauplatz der unerhörtesten Racheakte des mit seinem Bruder um das Erbe streitenden Boleslaus des Kahlen. Das Blut der Bürger floß in Strömen. Hundert in die Kirche geflüchtete Greise, Weiber und Kinder wurden darin verbrannt; die Stadt wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt.

Nachdem die sich mühsam erhebende Stadt eine Zeit lang den Liegnitzer Herzögen zugesprochen war, kam sie im Jahre 1315 an Breslau. Einige wenige Jahre verhältnismäßiger Ruhe folgten, nur aus der Ferne tönte das stete Grollen der Kriegsfurie, die zwei feindliche fürstliche Brüder wiederum zu entfesseln drohten.

Bald darauf kam Neumarkt zufolge eines Vertrages des von seinem Bruder hart bedrängten Breslauer Herzogs Heinrich VI. mit König Johann an die Krone Böhmens. Neumarkt behielt dabei seine eigene Verfassung und Gerichtsbarkeit. Die alte Burg der schlesischen Herzöge wurde Königlich und diente des öfteren den nach Breslau reisenden Böhmenkönigen zur Wohnung. Die Verwaltung des Burglehns wurde besonderen Burggrafen zugesprochen.

Unter der starken Ruhe des böhmischen Regiments blühte Neumarkt auf. Der Handel hob sich, die Innungen erstarkten. Statt der hölzernen Kirchen erstanden steinerne Gotteshäuser, die St. Andreaskirche sogar sehr großartig in der Anlage. Auch das Kloster, in dem die Brüder des hl. Franz von Assisi ihre Heimstatt hatten, erstand wie der Phönix aus der Asche. In diese Blütezeit warf der Einfall der Hussiten seine schwarzen Schatten.

Die Wirren, die der Streit um die böhmische Königskrone hervorrief, gingen auch an Neumarkt nicht ohne Spur vorüber. Schlesien — und somit auch Neumarkt — verhielt sich neutral. Eine Rolle spielt es nur in dem Intermezzo mit Leonhard Assenheimer, dem Feldhauptmann der verwitweten Königin Elisabeth von Ungarn, der Neumarkt die Treue wahren wollte. Der Tod der Königin beraubte Assenheimer seiner Stütze. Er legte sich aufs eigenmächtige Rauben. Sein Haupt fiel, wie die Tradition sagt, in der Folterkammer im Rathausturm zu Neumarkt.



phot. A. Spengler in Neumarkt

Das Rathaus in Neumarkt

Es würde zu weit führen, alle die Streitigkeiten zu verfolgen, die sich in der Folge um die Herrschaft in Schlesien entspannen. Neumarkt beteiligte sich daran und scheint ganz wacker seinen Mann gestellt zu haben; denn der Chronist vermeldet, daß die Stadt unter dem Kommandanten von Tettau „die Polen heftig verputzet" habe, bis es sich schließlich resigniert unter die Herrschaft Ungarns schmiegte. König Matthias Corvinus von Ungarn, der neue Herr, hatte zunächst mit brennenderen Fragen zu tun, als daß er Neumarkt sein spezielles Interesse hätte zuwenden können. So braute es denn in Frieden sein Bier in — sage und schreibe — fünf Brauhäusern. Die Qualität scheint jedoch mit der Quantität nicht gleichen Schritt gehalten zu haben; denn es mußte den Konsumenten sehr energisch befohlen werden, es zu beziehen, und schließlich bedurfte es sogar eines kaiserlichen



phot. A. Spengler in Neumarkt

Das Absteigequartier Friedrichs des Großen in Neumarkt

Schreibens, um dem schlemmenden Adel des Neumarkter Kreises nachdrücklich den Konsum des Neumarkter Gebräues anzuempfehlen.

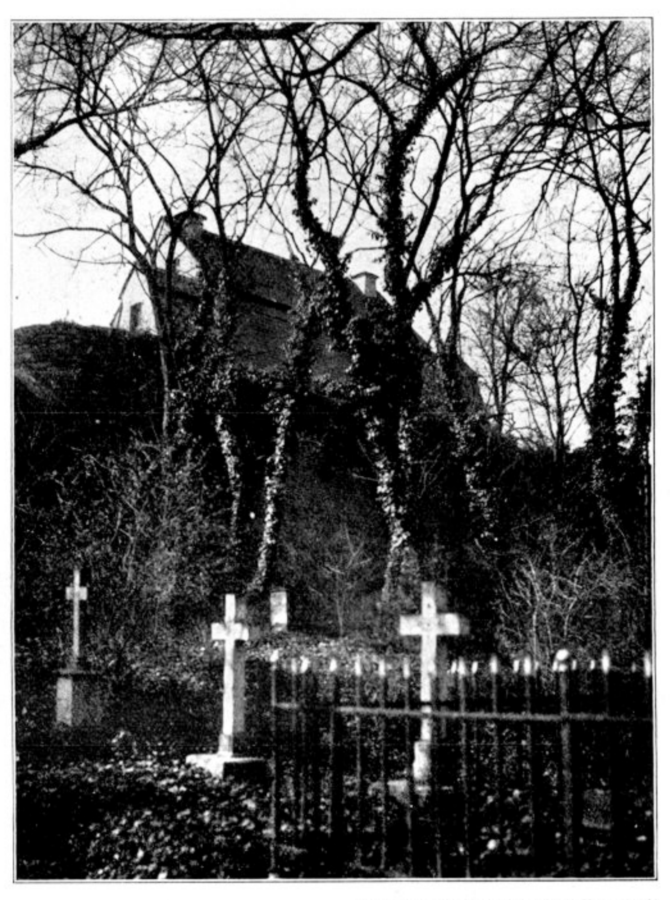
Auf den umliegenden Weinbergen walteten die „Weinzierl“ ihres Amtes, und es gesellte sich zum Gerstensaft die „Neumarkter Schattenseite.“ Auch hübsch moralisch ging es derzeiten zu. Die Zünfte bestimmten, daß nur der Meister würde, der eine verlobte Braut habe. Wer sich nicht bald verheiraten konnte oder wollte, hatte eine Art Junggesellensteuer in Form eines Fäßchens Bier zu erlegen, und zwar das erste Jahr ein Achtel, das zweite zwei und so fort in gesteigertem Maße, bis schließlich der hartgesottenste Hagestolz mürbe war.

Die Weisheit des Neumarkter Rates erfreute sich eines bedeutenden Ansehens. Große Kollegien, wie z. B. der Rat von Oppeln, holten das salomonische Urteil des Neumarkter Schöppenstuhls ein.

Aber das Idyll sollte nicht lange währen. Mit der Reformation begannen neue Bitternisse. Es machte nicht viel aus, daß Neumarkt nach vielem Hin und Her wieder an Böhmen kam. Kirche und Kloster der Minoriten standen verödet. Die Brüder hatten sie verlassen, und so ward die Klosterkirche zur Stätte des protestantischen Kultus.

Neumarkt schloß sich dem schmalkadischen Bunde an und erregte dadurch das große Mißfallen Kaiserlicher Majestät, das sich in einer Strafe von 1000 Reichstalern und der Verpflichtung zu einem ewigen Biergroschen Luft machte. Auch die Kontributionen zum Türkenkriege stellten große Anforderungen. Die Türkenglocke mahnte ständig an die drohende Not. Bei ihrem Klange kniete ein jeder, wo er ging und stand, nieder zu einem Gebet um ihre Abwehr. Der Majestätsbrief, demzufolge jedem freie Religionsübung zugesichert war, schien wenigstens auf religiösem Gebiet friedliche Zustände zu verheißen. Die alte Klosterkirche wurde vor völligem Verfall bewahrt und zum Gottesdienst hergerichtet; aber die St. Andreaskirche hatte einen bittren Verlust zu erleiden. „Am Tage Onuphri zu Mittag entstand ein erschreckliches Gewitter.“ Der Blitz, der in den Turm fuhr, beraubte ihn seiner 30 Ellen hohen Spitze und damit die Stadt und ihre Umgebung einer ihrer größten Zierden. Noch heute redet der stumpfe Turm von der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht. Der Majestätsbrief, mit dessen Befolgung man es nicht allzu streng nahm, konnte dem lang gärenden Unheil nicht Einhalt tun. Schon stand es schwarz und drohend über dem Deutschen Reich. Vorher aber hatte Neumarkt noch manchen stolzen Tag. Es durfte den nach Breslau zur Huldigung reisenden Kaiser Matthias in seinen Mauern beherbergen. Im Jahre 1613 wurde sogar ein Fürstentag in Neumarkt abgehalten, eine Ehre, die der Stadt sehr teuer zu stehen kam. Der einige Jahre später kommende Kaiser Ferdinand gestaltete die Aufnahme durch sein Inkognito billiger. Dagegen mußte Neumarkt 1620 für eine angemessene Bewirtung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem von den protestantischen Ständen erwählten Böhmenkönig, nochmals tief in den Säckel greifen. Und dann brach die graue Zeit des 30 jährigen Krieges über dem Städtlein an. Der Adel des Landes flüchtete wider den Willen der Bürger in die schirmenden Mauern der Stadt und half die herrschende Hungersnot vermehren. Die ständig durchziehende und einquartierte Sodateska aller Parteien hauste unmenschlich. Die Pest wütete so heftig, daß im Jahre 1630 von Johanni bis Martini 1400 Menschen starben, „ohngerechnet der, die in der Stille sind begraben worden.“

Eine schreckliche Feuersbrunst, die durch die Fahrlässigkeit zweier Bürger entstand, machte das Elend vollkommen. Die halbe Stadt lag in Asche. Von der Pfarrkirche stand nur noch das Presbyterium. Durch die vielfachen Kontributionen war die Stadt gezwungen, eine große Schuldenlast auf sich zu laden. Verursachte doch z. B. der Fürst Gonzaga, der nur 24 Stunden in der Stadt zubrachte, ihr einen Kostenaufwand von 100 Talern! Und als hätten sich die Elemente gegen das unglückliche Städtchen verschworen, zerstörten wiederholte Ueberschwemmungen das der Stadt gehörige Gut Schlaupe fast gänzlich. Und doch behielt Neumarkt Männer, deren trotziger Mut allen Stürmen widerstand. Als Zeuge einer solchen, unter den obwaltenden Umständen geradezu rührend wirkenden Tapferkeit erzählt der Neumarkter Gelehrte Ruprecht folgendes: „Die Schweden zogen an und berenneten die Stadt und forderten am Liegnitzer Tor Einlaß. Doch von wegen der schuldigen Treue, damit man dem Kaiser verbunden, habe man sie nicht eingelassen und höflich gebeten, von Gewalt abzustehen, weil es aber nicht helffen wollen und der Feind mit Leytern und Aexten ansetzte, um die Mauern zu ersteigen, habe man sich notwendig defendieren und auch den Feind beschießen müssen." Den wiederholten Forderungen des schwedischen Befehlshabers wird von dem Kommandanten Neumarkts, Herrn Heinrich von Rhediger, die wackere Antwort, „Er wäre in die Stadt geleget, daß er fechten und nicht, daß er akkordieren sollte wie ein Hundsfott."



phot. Niesel-Lessenthin in Neumarkt

Blick auf Friedhof, Stadtmauer und Napoleon-Pavillon in Neumarkt

Der Friedensschluß nahm auch den braven Neumarktern die drückendsten Lasten von den Schultern. Die ungeheure Schuldenlast wurde dadurch erträglicher gemacht, daß die Stadt mit ihren Gläubigern vor dem kaiserlichen Oberamte einen Vergleich dahin abschloß, daß sie nur die Kapitalien zurückzuzahlen habe, während ihr die Zinsen erlassen sein sollten. Die Stadt wiederum erhielt von ihren Schuldnern, armen Landgemeinden der Umgebung, statt der auf 22000 Taler angewachsenen, ausständigen Schutzsteuer nur ein Drittel. Die kirchlichen Verhältnisse hatten sich sehr geändert. Die protestantischen Pfarrer, ihrer Aemter entlassen, wanderten aus. Aber mit einer an Halsstarrigkeit grenzenden Energie kämpften die Bürger um die Freiheit ihres evangelischen Glaubens. Alle kaiserlichen Ge- und Verbote, sowie die härtesten Strafen fruchteten nichts. In der Einsamkeit der Büsche versammelten sie sich um Wanderprediger, gegen die sich allsogleich eine strenge kaiserliche Verordnung richtete. Evangelische Bürger gingen ihres Bürgerrechtes verlustig. Am Samstagabend sperrte man die Stadttore, um zu verhindern, daß Protestanten in dem benachbarten Blumerode, das eine evangelische Kirche besaß, dem Gottesdienste beiwohnten. In diese religiösen Wirren und Nöte schallte bald wieder neuer Kriegslärm. Die Unruhen, welche die beginnende innere Anarchie Polens hervorrief, zogen weite Kreise, und einem besonderen Befehl folgend, rüstete sich Neumarkt mit allen anderen Städten Schlesiens zur Abwehr drohender Gefahren. Bald darauf begann wieder das Geläut der Türkenglocke. In eine gewisse Sensation geriet die gute Stadt damals durch die Entlarvung ihres Stadtphysikus Domherrn v. Hulden alias Lobenstein als Gauner, Hexenmeister und Teufelsbeschwörer.

Das Hauptereignis dieser Zeit ist der Einzug der Industrie in Neumarkt in Gestalt einer im Jahre 1705 errichteten Tabakfabrik. Nun hatte



phot. A. Spengler in Neumarkt

Der Pavillon des Napoleonhauses in Neumarkt mit dem „Geschäftszimmer" des Kaisers

man alles, was man brauchte. Man scheint damals auch sehr übermütig gewesen zu sein; denn die Polizei mußte mehrere Verordnungen wider den Luxus erlassen, insbesondere gegen die Kleiderpracht. Der Tod Karls VI. und die Thronbesteigung seiner Tochter Maria Theresia bildeten den Eingang zu einer Zeit neuer Kriegsleiden. Der eigentliche Schauplatz feindlicher Zusammenstöße zu sein, blieb Neumarkt zwar erspart. Aber von Beginn des Krieges an empfand es seine Drangsale. Zu den angenehmen Pflichten gehörte es für Neumarkt, den großen Preußenkönig in seinen Mauern zu beherbergen, welcher mit seiner Armee nach Breslau rückte. Die Manneszucht im preußischen Heere war bewundernswert. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß, obwohl 20 bis 30 Mann in einem Hause einquartiert waren, es doch Nachts so ruhig war, als ob kein Mensch in der Stadt wäre. Die Lage Neumarkts an der Heerstraße von Berlin nach Sachsen und Böhmen macht es erklärlich, daß nach und nach die ganze preußische Armee in Neumarkt in Quartier gelegen hat. Der Stadt erwuchsen dadurch große Kosten. Unfähig, sie aufzubringen, mußte sie von neuem Schulden machen. Der Dresdner Friede brachte nur kurze Ruhe, da mit dem siebenjährigen Kriege die Drangsale sich wiederholten.

Am Vorabende der Schlacht bei Leuthen zog der große Friedrich wiederum in Neumarkt ein und schlug sein Quartier in dem alten Ringhause zum goldenen Stern auf. (Bild S. 444).

Die Schlacht erlebte Neumarkt mit! Die Anhöhen um die Stadt waren von Panduren und Kroaten besetzt, welche die Vorhut des österreichischen Heeres bildeten. Ihre Plänkelei mit Friedrichs Dragonern und Husaren bildete das Vorspiel dieses glorreichen Sieges. Für Neumarkt freilich wurde er sehr verderblich. Hier wurde das Hauptlazarett errichtet. Bei den damaligen primitiven sanitären Einrichtungen entstand eine ansteckende Seuche. Sie wütete so stark, daß nach ihrem Erlöschen nur noch 36 Ehepaare übrig blieben.

Die kirchlichen Bedrängnisse hatten nun ein Ende. Nachdem zunächst der nunmehr freie öffentliche Gottesdienst in der Burg, sodann im alten Kaufhaus unter dem Rathaus abgehalten worden war, konnte man an den Bau einer eigenen Kirche denken. Sie steht heute noch; das schwarze Schindeldach wird von hohen Linden umrauscht. Am Tage der Schlacht von Hohenfriedeberg wurde sie feierlich eingeweiht.

Unter der preußischen Herrschaft blühte eine neue freiere Zeit empor. Die früher vorgeschriebenen schwarzen Amtsmäntel des Rates,



phot. Niesel-Lessenthin in Neumarkt

Das „Napoleonshaus" in Neumarkt in seiner jetzigen Gestalt

der Schöffen und Aeltesten wurden abgeschafft. Die Gewerbe begannen wieder aufzuleben, eine zweite Tabakfabrik entstand, der eine Schnupftabakfabrik folgte. Ja, man versuchte es sogar, da man in der Nähe Neumarkts feine Tonerde fand, mit einer Porzellanfabrik. Leider war das Unternehmen nicht von Dauer.

Das Jahr 1806 brach mit schrecklichem Ernste an. Obwohl Neumarkt auch während dieses Krieges nicht allzuviel von den unmittelbaren Verheerungen desselben litt, empfand es doch seine Last durch fortwährende Durchmärsche und Einquartierungen. Vandamme stellte fast unerfüllbare Anforderungen an die Stadt und drohte mit Brandschatzung und Plünderung. Der wackere Bürgermeister Moll stellte sich ihm entgegen. Da ergriff Vandamme, um den Ernst seiner Absichten darzutun, eine Axt und hieb eigenhändig einen im Zimmer stehenden, kunstvollen Schreibtisch zusammen. Das geschah in einem Hause der Liegnitzer Straße, welches einem im Felde stehenden Hauptmann von Langen gehörte, dessen Tochter Ernestine die Mutter Ernsts von Wildenbruch wurde. Eine Abordnung des Magistrats, an der Spitze Bürgermeister Moll, wandte sich mit einer Beschwerde an den Prinzen Jerome, dessen Hauptquartier in Lissa war. Die Beschwerde hatte keinen anderen Erfolg, als daß der General dem Bürgermeister androhen ließ, ihn aufzuknüpfen, wo er ihn treffe. In der Folge mußte Moll, da Vandamme noch des öfteren Neumarkt passierte, wiederholt flüchten. Franzosen, Bayern und Württemberger zogen nacheinander durch. Die Tafelgelder waren fast unerschwinglich; verlangte und erhielt doch z. B. der Oberst l'Allemand täglich 39 Taler!

Nach dem Kriege wurde seitens der Stadt eine besondere Kriegsschuldentilgungskasse gegründet. Aber die alten Schulden waren noch nicht gedeckt, als die Kriegswirren von 1812 und 1813 neue und größere verursachten.

Von dieser Zeit sei mir gestattet etwas ausführlicher zu erzählen. Am 25. Januar 1813 kam der König durch die Stadt, still und schweigsam, aber mit Liebe und Freude begrüßt. Es kamen die großen Tage in Breslau, die Auferstehung der deutschen Freiheit. Die deutsche Jugend strömte zusammen. Täglich kamen ganze Trupps Freiwilliger auf ihrem Zuge nach Breslau durch Neumarkt. Die Stadt war auch selbst zum Sammelpunkt für Freiwillige bestimmt worden. Die Herbergen der Stadt, die uralten Gasthäuser am Ringe, die „Drei Kronen" und das noch heute in Blüte stehende „Hohe Haus" waren überfüllt. Freudig öffneten die Bürger ihre Häuser. Im März kam der Abgott der Jugend, Theodor Körner, nach Neumarkt. Auf dem Markte waren

Wachtfeuer angezündet, und die Jugend lagerte um sie her und sang. An den Fenstern standen die Mädchen, blickten hinaus und stimmten mit ein, Wonne und Schauer im Herzen. Zum Abschied gab die Stadt den Freiwilligen einen Ball, und eine Deputation der jungen Krieger, Körner darunter, lud die Damen der Stadt dazu ein. Und jubelnd, jauchzend, von Tanz und Liebesspiel hinweg, zogen sie in Kampf und Tod. Als weitere Freiheitsboten rückten die ersten Russen ein. Der Krieg begann seine bunten Bilder aufzurollen. Die Landstraße, die Neumarkt durchquert, ward Tag und Nacht nicht leer von Flüchtenden, Verfolgten und Gefangenen. Russische Gepäckwagen in großer Anzahl rasten durch die Stadt. Von fern schallten die Schüsse des Gefechts von Haynau. Der Feind kam, es war kein Zweifel mehr.

Es war ein buntes Truppengewimmel in der Stadt. Was noch von russischem und preußischem Militär darin war, mußte zum Breslauer Tore hinaus. Französische Chasseurs in schwarzen Bärenmützen stürmten ihnen nach. Zu Füßen des hl. Nepomuk ein kurzes Gefecht von Nachzüglern. Am 29. Mai zog die französische Armee durch. Die ganze Nacht hindurch währte der Durchzug. Die Wachtfeuer auf dem Ringe färbten den nächtlichen Himmel blutrot. Zuletzt kamen die Garden. Während das übrige Heer um die Stadt biwakierte, quartierten sich diese, 50 bis 100 Mann in einem Hause, in der Stadt selbst ein. Und nun kamen die Tage, in denen unser bescheidenes Provinzstädtchen im Brennpunkt der Blicke ganz Europas stand, wo es, lauschend dem Atemzug der Weltgeschichte, Tage von weltbewegender Bedeutung sah. Am 30. Mai kam Napoleon. Der dumpfe Ruf der Garden: „Vive l'empereur!" begrüßte ihn. Sonst blieb alles still. Kaum ein Bürger trat vor seine Tür. Napoleon ritt, lässig auf dem Pferde sitzend, über eine Karte gebeugt, durch die Stadt in das Lager vor dem Breslauer Tor. Nach einer Viertelstunde kehrte er zur Stadt zurück. Er wohnte in einem stattlichen Hause der Constadtstraße, demselben, das die Tradition mit dem Morde der Tatarenfürstin in Zusammenhang bringt. Der Besitzer Moll war abwesend, mit ihm seine Familie und eine Frau von Kirchbach, deren Gatte im Felde stand. Sie war die Mutter des 1870 berühmten Generals von Kirchbach, der in Neumarkt das Licht der Welt erblickte. Das Mollsche Haus war eines der schönsten der Stadt. Im Garten stand — und steht noch heut — ein Pavillon mit hohem Dache, im Stile der Zeit, mit säulengeschmücktem Portal. Napoleon und sein Gefolge nahmen es ganz in Beschlag. Der Kaiser empfing mit Wohlwollen die Neumarkter Geistlichen, die ihn um Schonung für die Stadt baten.

Am 1. Juni traf vor dem Tor eine Abordnung der Breslauer Bürgerschaft ein, die den Kaiser um Schonung für ihre soeben von den Franzosen besetzte Stadt baten, die Napoleon ihnen auch zusagte. Es liegt die Frage nahe, warum der Kaiser nicht selbst in Breslau einzog. In seiner „Histoire de l'empire" gibt Thiers seine Erklärung hierfür dahin, daß Napoleon aus wohlberechneter Vorsicht so tat. Wäre er in die Stadt eingezogen, so hätte später ihre Herausgabe, zu der ihn die Verbündeten wohl hätten nötigen können, einen um so beschämenderen Eindruck gemacht. Und Napoleon pflegte auf das Prestige zu halten! Seinen Gewohnheiten nach lebte der Kaiser auch in den Neumarkter Tagen nur der Arbeit. Seine einfachen Mahlzeiten teilte er, wenn er sie nicht allein einnahm, mit dem Marschall Berthier. Rustan, sein treuer Leibmameluk, wurde in Neumarkt eine bekannte Persönlichkeit. Seinem Herrn wie ein getreuer Hund ergeben und zugetan, pflegte er seine Nächte auf der Schwelle zu des Kaisers Schlafzimmer zu verbringen. Mit den Fäden seines weit und tief gehenden Interesses umspannte Napoleon die Vorgänge in der Heimat. Seine Briefe aus Neumarkt, mancher von morgens 3 oder 4 Uhr, gaben Zeugnis davon. Ein Dekret an die Kaiserin beschäftigt sich bis ins Detail mit der Errichtung eines Denkmals auf dem Mont Cenis; ein anderes Mal handelt es sich um ein Denkmal für zwei im russischen Feldzuge gefallene hochverdiente Offiziere, die Marschälle Bessierès und Duroc. Seine Fürsorge erstreckt sich bis auf die Auswahl der Redner, die den Helden zum Gedächtnis sprechen sollten. Auch das Schicksal der Tochter Durocs vergißt er nicht.

Im Mittelpunkt seiner Gedanken steht der Waffenstillstand, den er mit den verbündeten Mächten abzuschließen den Wunsch hatte. Das Hin und Her der Verhandlungen füllt hauptsächlich jene Tage aus, bis endlich am 4. Juni die Verhandlungen als abgeschlossen zu betrachten sind. Aber nicht mehr war es Napoleon, der Bedingungen diktierte. Mühsamer diplomatischer Arbeit war es gelungen, einen Vertrag zustande zu bringen, wie ihn der Imperator gerade annehmen konnte. Immerhin, Napoleons Stimmung hob sich zusehends, und die Wände des Mollschen Hauses hörten ihn sogar mit seiner ungefügen Kehle „oh page, mon beau page" singen. Aber bald stiegen neue Schatten vor ihm auf. Und als er am 5. Juni mit der sinkenden Sonne Neumarkt verließ, schien ihm eine innere Stimme zuzuflüstern, daß auch sein Gestirn im Sinken sei.

Auf die verdämmernde Stätte schwerwiegender Entschlüsse zurückblickend, sprach er vor sich hin: „Dieser Waffenstillstand kann uns teuer zu stehen kommen!“

Während des Waffenstillstandes war Neumarkt Sitz der Neutralitätskommission. Wieder herrschte buntes Leben in der von Soldaten der verschiedensten Nationalitäten bevölkerten Stadt. Später sah Neumarkt fortgesetzt Durchmärsche und hohe Gäste, unter anderen den jubelnd begrüßten alten Blücher.

Das Jahr 1815 brachte neue Einquartierung. Dann verklang der Kriegslärm, und die Stadt erholte sich wieder. Die Regierung unterstützte die verarmte Gemeinde in ihren Kriegsschuldennöten. Es wurde ein Getreidemarkt eingerichtet, der heute noch floriert und allwöchentlich die Agrarier der Umgegend im „Hohen Hause“ versammelt. Er tagt seit seiner Gründung jeden Mittwoch und wird sehr zutreffend „Bauernsonntag“ genannt. Die Gebäude des 1810 säcularisierten Klosters wurden vom Könige der evangelischen Kirchengemeinde geschenkt, die sie zum Schulhaus und zu Amtswohnungen umwandelte.

Der Tabakbau hat seine Blütezeit hinter sich. Auch die Märkte verlieren mehr und mehr ihre ehemalige Bedeutung. Es wird stiller und stiller in der kleinen Stadt. Sie, durch die das wildbewegte Leben der Jahrhunderte zog, liegt nun abseits, vergessen von dem großen Verkehr — wenn sich dieser Begriff mit dem der Eisenbahn deckt. Ja, die Eisenbahn! Das ist der wunde Punkt der Stadt, das Schmerzenskind der Bürger. Aber sie wehren sich energisch gegen die Unterstellung, als hätten sie, einsichtslos und von beschränktem Gesichtskreis, einst die Bahn nicht haben wollen.

Nun, es geht auch ohne Bahn. Man fährt eben seltener nach Breslau, als man es sonst täte. Und es will mich bedünken, daß dies kein Schade sei. Denn das Leben der kleinen Stadt, weit entfernt, zu zerstreuen, ist stark und gesammelt. Und die Kultur kommt doch, wenn auch in gemäßigtem Tempo. Wir haben seit kurzem sogar die heißersehnte Wasserleitung, die in technischer Beziehung sogar ein Unikum in Schlesien sein soll. Auch eine städtische Warmbadeanstalt hat die Stadt ihrem wackeren Bürgermeister zu danken. Ja, man beginnt sogar Einfamilienhäuser zu bauen, und im Stadtpark ersteht selbst ein Tennisplatz. Kurz, Neumarkt ist ein schmuckes Städtchen, und man kann von ihm sagen, daß es nicht das geringste ist im Schlesierlande, obwohl es „klein ist unter den Städten.“

Die Mähren und Tschechen in Schlesien

Von Staatsanwalt Richard Baumgarten in Nordhausen

Die Tschechen, Mähren und Slovaken bilden zusammen in der österreichisch-ungarischen Monarchie die tschechischen Völkerschaften. Ihr geschlossenes Sprachgebiet kommt in Schlesien in Berührung mit dem Deutschen Reiche und greift dort in den Kreisen Ratibor und Leobschütz ein wenig über die österreichische Grenze hinaus. Vereinzelte Tschechen, besonders Arbeiter, sind über das ganze Deutsche Reich zerstreut; versprengte tschechische Dörfer gibt es nur in Schlesien.

Unsere amtliche Statistik hat allenthalben die verwandten Völker, die Mähren und die Tschechen im engeren Wortsinne, genau getrennt. Ich befolge daher im allgemeinen auch diese Unterscheidung.

Man zählte in Preußen:

Im Jahre	tschechisch	tschechisch und deutsch	mährisch	mährisch und deutsch Sprechende	1+3 zusammen	2+4 zusammen
1890	16 867	1 605	57 202	2 412	74 069	4 017
1900	24 940	2 422	64 242	1 837	89 182	4 259
1905	36 910	2 327	66 373	1 832	103 283	4 159

Diese drei Ziffernzeilen erweisen ein starkes Anwachsen der tschechischen Völkerschaften in Preußen, besonders wohl durch Zuwanderung von Arbeitern:

Auf die Provinz Schlesien entfielen:

Im Jahre	tschechisch	tschechisch und deutsch	mährisch	mährisch und deutsch Sprechende	1+3 zusammen	2+4 zusammen
1890	12 889	958	55 908	2 112	68 797	3 070
1900	15 396	1 024	60 517	1 262	75 913	3 286
1905	15 538	455	60 437	1 089	75 975	1 544

Von 1890 bis 1900 nahmen demnach in Schlesien die Mähren und Tschechen etwas zu. Von 1900 bis 1905 ist die Zunahme so gering, daß sie reichlich durch die Abnahme der Doppelsprachigen aufgewogen ist.

Schlesien hatte im Jahre 1890 4 224 458 Bewohner
1900 4 668 857 „
1905 4 942 675 „

Deshalb stellt sich der Anteil in Tausendsteln:

Im Jahre	tschechisch	tschechisch und deutsch	mährisch	mährisch und deutsch Sprechende	1+3 zusammen	2+4 zusammen
1890	3,051	0,227	13,234	0,500	16,285	0,727
1900	3,298	0,219	12,962	0,271	16,260	0,490
1905	3,143	0,092	12,228	0,220	15,371	0,312

der gesamten Bevölkerung Schlesiens.

Es ergibt sich mithin trotz geringer Vermehrung der Mähren und Tschechen eine allmähliche relative Abnahme.

Wenn man von den Doppelsprachigen nur die Hälfte den Mähren und Tschechen zurechnet, so waren im Preußischen Staate von je Tausend:

Im Jahre	Tschechen: evangelisch	Tschechen: katholisch	Mähren: evangelisch	Mähren: katholisch
1890	448,9	542,8	14,8	984,2
1900	327,9	661,0	23,8	974,4
Zu- oder Abnahme	— 121,0	+ 118,2	+ 9,0	— 9,8

Bei den Tschechen ist eine auffallende Zunahme der Katholiken zu bemerken, die in erster Linie auf die Zunahme der Reichsausländer, in zweiter Linie wohl auf die Verdeutschung der inländischen evangelischen Tschechen zurückzuführen ist.

Die Tschechen haben von allen in Preußen ansäßigen Völkern die wenigsten Kinder und Greise; denn viele kommen erst im erwerbstätigen Alter nach Preußen und kehren später nach Oesterreich zurück.

Für das Jahr 1890 hat das Preußische Statistische Landesamt die Muttersprache der Geistlichen veröffentlicht. Es gab damals in Schlesien drei evangelische Pfarrer tschechischer und acht katholische Geistliche mährischer oder tschechischer Muttersprache. Die jetzigen Ziffern sind mir nicht bekannt.

In den Kreisen Ratibor und Leobschütz machten im Jahre 1890 die Mähren, in den Kreisen Groß Wartenberg, Strehlen, Glatz, Oppeln (Land) und Groß Strehlitz die Tschechen mehr als 10 pro Tausend der Bevölkerung aus. Diese Kreise hatten auch mindestens je eine überwiegend mährische oder tschechische Ortschaft.

Rechnet man je eine Hälfte der Doppelsprachigen den Deutschen und Tschechen oder Mähren zu, so stellt sich der Tausendsatz der Bevölkerung:

Im Kreise	An Deutschen im Jahre 1890	An Deutschen im Jahre 1900	Zu- oder Abnahme	An Mähren und Tschechen im Jahre 1890	An Mähren und Tschechen im Jahre 1900	Zu- oder Abnahme
Groß Wartenberg . . .	521,4	535,5	+ 14,1	25,7	27,9	+ 2,2
Strehlen	914,5	905,3	— 9,2	80,9	87,8	+ 6,9
Glatz	935,2	926,6	— 8,6	55,5	62,3	+ 6,8
Oppeln Land	187,3	183,8	— 3,5	18,8	16,6	— 2,2
Ratibor (Stadt und Land)	200,5	216,1	+ 15,6	346,8	340,8	— 6,0
Leobschütz	837,6	848,5	+ 10,9	104,8	110,6	+ 5,8

In dem Jahrzehnt 1890 bis 1900 haben also relativ nur im Kreise Ratibor, der später in Stadt- und Landkreis geteilt wurde, die Deutschen auf Kosten der Tschechen oder Mähren zugenommen. In den Kreisen Leobschütz und Groß Wartenberg ist die Zunahme auf Kosten anderer Völker (Polen) erfolgt. Im Landkreise Oppeln haben sowohl die Deutschen als die Tschechen an die Polen verloren. Nun werde ich die Volkszählungsergebnisse von 1900 und 1905 vergleichen, hierbei jedoch die Doppelsprachigen auslassen; denn tschechisch oder mährisch und deutsch Sprechende sind nur für 1900 gesondert gezählt; für das Jahr 1905 ist die Statistik aller Doppelsprachigen zusammen veröffentlicht.

Man zählt 1900:

Im Kreise	Einwohner	Deutsche	Tschechen
Groß Wartenberg	48 014	24 802	1 315
Strehlen	35 297	31 866	3 030
Glatz	60 819	56 165	3 704
Oppeln-Land	107 911	18 465	1 775
Groß Strehlitz	71 522	11 799	816
zusammen	320 563	143 097 oder 446,4 ‰	10 640 oder 33,2 ‰
			Mähren
Ratibor Stadt und Land	147 328	30 804	49 969
Leobschütz	84 147	70 797	8 963
zusammen	231 475	101 601 oder 438,9 ‰	58 932 oder 254,6 ‰

und 1905:

Im Kreise	Einwohner	Deutsche	Tschechen
Groß Wartenberg	46 964	25 449	1 344
Strehlen	35 384	32 232	2 813
Glatz	63 406	59 267	3 258
Oppeln-Land	110 364	18 996	1 808
Groß Strehlitz	72 880	11 762	870
zusammen	328 998	147 706 oder 448,9 ‰	10 093 oder 30,7 ‰
			Mähren
Ratibor Stadt und Land	152 514	32 880	50 641
Leobschütz	83 722	70 548	7 341
zusammen	236 236	103 428 oder 437,8 ‰	57 982 oder 245,4 ‰

Aus dem Vergleiche beider Tabellen ersehen wir, daß die Kreise Groß Wartenberg und Leobschütz in der Zahl der Einwohner zurückgegangen sind, im Groß Wartenberger Kreise Deutsche und Tschechen (also auf Kosten der Polen) zugenommen haben. Hingegen ist die verhältnismäßig große Abnahme der Mähren, soweit sie die Abnahme der Leobschützer Kreisbevölkerung übersteigt, nicht den Deutschen zu gute gekommen, sondern anderen. In den Kreisen Strehlen und Glatz haben die Tschechen abgenommen, in den Kreisen Oppeln-Land und Groß Strehlitz zugenommen, wobei in letztem Kreise die Deutschen verloren haben. Im Ganzen ergibt sich in den 7 oder — nach Trennung von Ratibor Stadt und Land — 8 Kreisen ein absoluter und relativer Verlust der Mähren und Tschechen.

Im Kreise Groß Wartenberg hatten folgende Gemeinden mehr als die Hälfte Tschechen im Jahre 1905:

Gemeinde	Einwohner	[illegible]	[illegible]arunt[illegible] ev[illegible]gel. Ts[illegible]en
Groß Friedrichs-Tabor, Landgemeinde .	560	534	5[illegible]
Klein Friedrichs-Tabor, Landgemeinde .	151	140	sämtlich
Tschermin, Landgemeinde	567	549	„
Baldowitz, Gutsbezirk	64	35	„

Von den sonst im Kreise lebenden 86 Tschechen waren 75 evangelisch und 11 katholisch.

Im Kreise Strehlen hatten 1905:

Gemeinde	Einwohner	Tschechen	Darunter evangel. Tschechen
Hussinetz	1 683	1 499	1 497
Mehltheuer	97	80	sämtlich
Mittel-Podiebrad	394	343	„
Nieder-Podiebrad	170	152	„
Ober-Podiebrad	292	270	„

Zerstreut gab es noch 435 evangelische und 34 katholische Tschechen.

Im Kreise Glatz hatten 1905:

Gemeinde	Einwohner	Tschechen		
		Ueberhaupt	Evangelische	Katholische
Straußeney	820	621	345	276
Tscherbeney	2 150	1 813	28	1 785

Außerdem wohnten im Kreise 10 evangelische und 814 katholische Tschechen, besonders in der Landgemeinde und dem Gutsbezirk Schlanei, deren 1890 vorhandene Tschechen-Mehrheit verloren gegangen ist.

Die Kreise Oppeln (Land) und Groß Strehlitz besaßen 1905 jeder nur eine tschechische Gemeinde, nämlich:

Gemeinde	Einwohner	Tschechen	Davon evangelische Tschechen
Friedrichsgrätz, Krs. Oppeln	1 678	1 558	1 548
Petersgrätz, Krs. Groß Strehlitz . . .	1 222	870	sämtlich

Im Kreise Groß Strehlitz gab es sonst keine Tschechen, im Landkreise Oppeln noch 251, evangelischer Konfession.

Die Stadt Ratibor zählte unter 32 690 Bewohnern im Jahre 1905 nur 438 Mähren. Jedoch hatten im Landkreise Ratibor von 116 Landgemeinden 44, von 91 Gutsbezirken 31 eine mährische Mehrheit. Die Stadt Hultschin hatte unter 2942 Bewohnern 2013 Mähren, die alle bis auf einen katholisch waren.

Im Kreise Leobschütz besaß das Dorf Steuberwitz unter 1081 Einwohnern 985 evangelische und 9 katholische Mähren. In 14 Dorfgemeinden und 2 Gutsbezirken hatten die Mähren, die dort katholisch sind, die Mehrheit.

Die reichsangehörigen Tschechen haben sich, da sie zerstreut leben, nirgends politisch bemerkbar gemacht. Die mehr geschlossen ansässigen Mähren gehen als Katholiken politisch mit dem Zentrum. Ihnen verdankt das Zentrum, daß es bei der letzten Reichstagswahl den Wahlkreis Ratibor behaupten konnte. Um diesen Wahlkreis, der nur aus Stadt- und Landkreis Ratibor besteht, dem Zentrum abzunehmen, hatten radikale Polenblätter vorgeschlagen, einen mährischen Geistlichen als besonderen mährischen Kandidaten aufzustellen und ihn dann von polnischer Seite zu unterstützen. Es hat sich niemand hierfür finden lassen.

Als Sprache für öffentliche Versammlungen ist weder das Tschechische noch das Mährische durch das Vereinsgesetz oder eine preußische Verordnung freigegeben.

Von den Kreisen Leobschütz und Ratibor gehört jener fast ganz, dieser zum Teil zum Erzbistum Olmütz. Das Ergebnis der Sprachzählung von 1910 ist noch nicht von den statistischen Behörden veröffentlicht.

phot. A. Spengler in Neumarkt

Alte Stadtmauer in Neumarkt

